In die Welt für die Welt

VEM

Magazin der
Vereinten
Evangelischen
Mission
3/2013

Wege zu einem friedlichen Zusammenleben
Christlich-muslimisches Zusammenleben auf Java

Wege zu einem friedlichen Zusammenleben
Christlich-muslimisches Zusammenleben auf Java

Liebe Leserin, lieber Leser,

die Ausgabe, die Sie in den Händen halten, ist das Ergebnis einer einwöchigen Studienreise auf der indonesischen Insel Java. Im Anschluss an die letzte Vollversammlung der VEM Ende Oktober hat sich eine kleine Gruppe auf den Weg gemacht, um das christlich-muslimische Zusammenleben auf Java exemplarisch kennenzulernen. Ein straffes und intensives Programm, das einer zweiwöchigen Reise angemessen wäre.

Drei Mitglieder der Studiengruppe sind in ihrer Kirche jeweils verantwortlich für den christlich-islamischen Dialog: Ralf Lange-Sonntag bei der westfälischen und Rafael Nikodemus bei der rheinischen Kirche sowie Chediel Elinaza Sendoro bei der Ost- und Küstendiözese in Tansania. Claudia Währisch-Oblau, die Leiterin der Ableitung Evangelisation, hat die Gruppe von Seiten der VEM begleitet. Marion Unger, freie Journalistin und ehrenamtliches Kirchenleitungsmitglied der rheinischen Kirche, hat viele interessante Geschichten von der Studienreise mitgebracht und Reinhard Elbracht, der Fotograf, die passenden Bilder dazu eingefangen. Eine Brücke zwischen beiden Kulturen hat Thea Hummel gebaut. Sie hat nicht nur zwischen zwei Sprachen, sondern auch zwischen zwei Kulturen gedolmetscht. Und sie hat alles Organisatorische und Logistische gemanagt.

Die besuchten Projekte der beiden christlichen Kirchen in Nordmittel-Java und in Ost-Java zeigen, dass ein friedliches Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Religionen möglich ist.

Dass das christlich-muslimische Zusammenleben nicht überall so friedlich und harmonisch ist, zeigt das Beispiel in Tansania (Seite 22f.).

Anregende Lektüre wünscht Ihnen

Brunhild von Local

Schülerinnen eines Pesantren

Titelfoto: Reinhard Elbracht / VEM
Fotos: Reinhard Elbracht / VEM; Porträt Seite 2 (Mitchell Harley)
Karte: Peter Philips / MediaCompany GmbH

Dukuh-Kopeng (Bildungszentrum – Seite 20)

Getasan (Christliche Schule – Seite 12, Biobauer – Seite 8)

Beruk / Ngantirejo (Pesantren – Seite 10)

Moschee / Kirche (Seite 14)

Die VEM-Studienreisegruppe (von links): Marion Unger, Chediel Elinaza Sendoro, Claudia Währisch-Oblau, Rafael Nikodemus, Ralf Lange-Sonntag und Thea Hummel (vorne Mitte). Siti Masruroh, Ehefrau des Leiters des Pesantren, mit ihrem Sohn und Sutarto (vorne rechts), ehemaliger Muslim, Lehrer und Kirchenmusiker der GKJTU

Inhalt

September 2013

Biblisches Wort ... 4

Brennpunkt ... 5

Thema Christlich-muslimisches Zusammenleben
»Jetzt sind wir spitze«
Frauenprojekt der Sion-Foundation ... 6

Thema Christlich-muslimisches Zusammenleben
Samuel Kasman: Evangelist und Bio-Bauer
Ökologischer Landbau in Getasan ... 8

Thema Christlich-muslimisches Zusammenleben
»In den guten Taten gibt es keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern«
Besuch in einem Pesantren ... 10

Thema Christlich-muslimisches Zusammenleben
»Christliche Werte zeigen«
Interreligiöse Begegnung an einer christlichen Schule ... 12

Thema Christlich-muslimisches Zusammenleben
Keine Probleme zwischen Moschee- und Kirchengemeinde
Die javanische Tradition scheint die große Klammer zu sein, die Muslime und Christen verbindet ... 14

Meditation ... 16

Thema Christlich-muslimisches Zusammenleben
Ermutigt nach Tansania
Eindrücke eines Besuchs auf Java ... 18

Thema Christlich-muslimisches Zusammenleben
Offen für Menschen anderen Glaubens
Ein Bildungszentrum für die VEM-Mitgliedskirche GKJTU ... 20

Partnerschaften
Von Frau zu Frau – Neue tansanisch-deutsche Partnerschaft
Delegation aus Tansania besucht Deutschland ... 21

Stimme des Generalsekretärs ... 22

Partnerschaften
»Wir brauchen uns gegenseitig«
Partnerschaften – ein unendlicher Schatz ... 24

Entwicklung
Ein guter Start auf dem Weg zur Eigenständigkeit
Die VEM ermutigt zu einer Kultur des Lernens in den Kirchen ... 26

Projekte + Spenden ... 28

Service ... 29

Service, Impressum ... 30

Projekt ... 32

Mission oder Dialog, Mission als Dialog, Dialog statt Mission

Von Friedrich Tometten

Und der HERR sprach zu Abraham: Geh aus deinem Vaterland und von deiner Verwandtschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und ich will dich zum großen Volk machen und will dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein. Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen; und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden. Da zog Abraham aus, wie der HERR zu ihm gesagt hatte … Und sie kamen in das Land, und Abraham durchzog das Land bis an die Stätte bei Sichem, bis zur Eiche More … Und er baute dort einen Altar dem HERRN, der ihm erschienen war. 1. Mose 12,1–7 i. A.

Einweihung von Kirche und Jubiläumsdenkmal während des Festgottesdienstes zur 50-Jahrfeier der Ankunft des ersten Missionars, Pfarrer Dr. Siegfried Zöllner, VEM, im Yalimo-Gebiet

Wenn ich erzähle, dass ich in den 1990er Jahren als Missionar in Papua gearbeitet habe, reagieren viele: »Um Gottes willen! Hat die Kirche immer noch keinen Respekt vor anderen Religionen gelernt?« Erzähle ich, dass ich heute bei der VEM mitverantwortlich bin für den Dialog zwischen den Religionen, wird nun von anderer Seite gefragt: »Seid ihr denn gar nicht mehr von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt?« – Mission oder Dialog, Mission als Dialog, Dialog statt Mission – darüber wird heftig gestritten. Manchmal ziemlich verkrampft. Als bedeutete Mission Respektlosigkeit gegenüber fremdem Glauben und Dialog den Verzicht auf klare Standpunkte. Beides kann sein, muss es aber nicht. Schauen wir uns Abraham an.

Mit ihm beginnt Gott ein neues Kapitel in seiner Geschichte mit den Menschen. Segnen will er Abraham, durch und durch, verstärkt durch andere, die ihn segnen sollen, die wiederum Gott auch segnen möchte, damit schließlich alle gesegnet werden. Fünfmal das Wort Segen in zwei Versen! Ein starkes Gegengewicht gegen den fünffachen Fluch, den die Menschen der Urzeit auf sich gezogen haben. Damit es für die vom Fluch gezeichnete Menschheit noch eine Hoffnung gibt, soll Abraham aufbrechen. Er durchzieht das Land Kanaan und schlägt sein Zelt bei der Eiche More auf, einem Heiligtum der kanaanäischen Religion. Müsste er sie nicht umhauen, wie später Bonifatius die Donareiche? Nein, er lässt sie stehen. Wenn er auch nie unter der Orakeleiche knien wird, respektiert Abram das Geheimnis dieses Baumes, das ihn selbst nicht anspricht. Oder vielleicht doch? Auch später wird er die Heiligtümer fremden Glaubens im Lande aufsuchen wie Bethel und Mamre, lässt sich sogar vom Priesterkönig Melchisedek segnen im Namen »des höchsten Gottes« (1. Mose 14,19). So vertieft sich sein Glaube durch Menschen fremden Glaubens.

Neben die Eiche More aber baut Abraham einen Altar. Er möchte den loben, der ihn gesegnet hat. Sichtbar. Gesegnet werden sollen doch alle. Nicht allein durch einen Altar, sondern durch ihn selbst, durch sein Dasein und seine Mithilfe zum Besten der Menschen.

Ist das nicht ein Modell für den Umgang mit Menschen anderen Glaubens: Respekt vor dem Geheimnis ihres Glaubens und zugleich Klarheit in der Bezeugung der Hoffnung, die Gott allen Menschen schenken möchte? Vielleicht kommt es dann zu den Gesprächen, die wir brauchen, an den »heiligen Orten« unserer Zeit, dort wo wir Menschen unser Herz an Wohlstand und Macht verlieren und Leben und Zukunft geopfert wird. Also vielleicht doch Mission als Dialog? Vielleicht sogar Dialog als Mission? Man kann da Vieles falsch machen, nicht aber, wenn man den Respekt vor dem Geheimnis des Glaubens Anderer bewahrt – und Klarheit darüber, dass Gott alle segnen will.

Pfarrer Friedrich Tometten ist Studienleiter im Centre for Mission and Leadership Studies (CMLS) der VEM in Wuppertal.

Foto: Friedrich Tometten / VEM

Zu schön, um wahr zu sein?

Von Claudia Währisch-Oblau

Muslime schützen die Markuskathedrale in Kairo, den Sitz des Patriarchen von Alexandria, vor Angriffen radikaler Schläger.

»Wenn das echt so ist, dann ist das ja mega geil!«, schrieb B. unter dieses Foto, als er es am 17. Juli 2013 auf Facebook postete. Am nächsten Tag lautete die Schlagzeile meiner Tageszeitung: »Ägyptens Christen leben in Angst und Schrecken«, im Artikel war dann die Rede von einem »beispiellosen Rachefeldzug islamistischer Radikaler« gegen christliche Kirchen.

Ich habe mich dabei ertappt, dass ich zuerst auch nicht glauben konnte, dass dieses Foto echt ist. An den Nachrichten über brennende Kirchen habe ich dagegen keinen Moment gezweifelt.

Woher kommt das? Warum bin ich viel eher bereit, Muslimen Böses zuzutrauen als Gutes?

Natürlich kann man sich darauf berufen, dass dieses Foto eine große Ausnahme zeige. Laut Zeitungsberichten haben am 18. August 63 Kirchen in Ägypten gebrannt, und hier sieht man eine, die geschützt wurde.

Aber woher wissen wir, dass nicht auch vor anderen Kirchen eine solche Menschenkette stand?

Immer wieder bekommen wir in der VEM Berichte aus Indonesien, dass Kirchen und Gemeinden angegriffen werden. Aber immer wieder hören wir dann auch, dass muslimische Nachbarn solcher Gemeinden nach einer solchen Attacke wochen- und monatelang Wachdienste organisieren, damit die christlichen Gottesdienste ungestört stattfinden können.

In seinem kleinen Katechismus schreibt Martin Luther zum 8. Gebot, »Du sollst nicht falsch Zeugnis reden«: »Wir sollen Gott fürchten und lieben, dass wir unseren Nächsten nicht belügen, verraten, afterreden oder bösen Leumund machen, sondern sollen ihn entschuldigen, Gutes von ihm reden und alles zum Besten kehren.«

Das heißt nicht, den Kopf in den Sand zu stecken und zu verschweigen, wo schreiendes Unrecht geschieht. Aber mit dem 8. Gebot sind wir dazu berufen, zuallererst dem Guten Resonanzraum zu geben. Gute Nachrichten zu verbreiten. Von anderen nicht das Schlechteste, sondern das Beste zu glauben. Und sie nicht schlecht zu reden (»afterreden«), sondern gut!

Es sind kleine Gruppen islamistischer Radikaler, die Kirchen anzünden. Es sind kleine Gruppen von Radikalen auf allen Seiten, die ein Interesse haben, Hass und Angst zwischen Menschen unterschiedlichen Glaubens zu schüren. Und weil schlechte Nachrichten sich nun einmal besser verkaufen, bekommen diese kleinen Minderheiten in unseren Medien viel zu viel Raum.

Und darum drucken wir hier dieses Foto ab. Um diejenigen Muslime zu ehren und zu stärken, die ihre Gesundheit und vielleicht sogar ihr Leben riskieren, um Christen zu schützen. Die sich ihr Engagement für den Frieden etwas kosten lassen. Und die dann hoffentlich erleben, dass Christen ihnen mit Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit begegnen. Und nicht mit Misstrauen, weil doch so eine Aktion zu schön wäre, um wahr zu sein.

Dr. Claudia Währisch-Oblau ist Leiterin der Abteilung Evangelisation bei der Vereinten Evangelischen Mission.

Foto: http://www.reddit.com/r/pics/comments/1kits3/muslims_protecting_a_christian_church_in_egypt/

»Jetzt sind wir spitze«

Frauenprojekt der Sion-Foundation

Mit Kleinkrediten verhilft die Sion-Foundation, die Organisation für Bildung und Diakonie der Protestantischen Kirche in Nord-Zentraljava (GKJTU), Frauen in der ländlichen Bergregion Getasan zu einem eigenen Gewerbe und zu einer besseren Stellung in der Gesellschaft.

Von Marion Unger

Wenn Suminem Ny an der Nähmaschine sitzt, leuchten ihre Augen. Sie gehört zu den ersten Frauen in Tawang mit einem eigenen Gewerbe.

Wenn Suminem Ny an der Nähmaschine sitzt, leuchten ihre Augen. Geschickt lässt sie den Stoff unter der auf und ab surrenden Nadel hindurch gleiten, glättet Falten und führt das Gewebe in einem großen Bogen bis zum Ende der Naht. Suminem ist eine Pionierin. Sie gehört zu den ersten Frauen in Tawang mit einem eigenen Gewerbe. Bei der Gründung hat ihr die Sion Foundation geholfen. Mit ihrem Credit-Union-Programm unterstützt sie Frauen, bildet sie aus und gibt Kleinkredite zur Gründung eigener Unternehmen. Damit schafft sie die Voraussetzungen dafür, dass die Frauen selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen oder zum Familieneinkommen beitragen können.

Verbesserung der…

»Bei der Sion Foundation habe ich Nähen gelernt«, berichtet Suminem. »Dadurch verdiene ich so viel Geld, dass ich meine Kinder zur Schule schicken kann.« Sie ist alleinerziehende Mutter von zwei Kindern. Der Sohn studiert bereits, die Tochter besucht das Gymnasium. Als sie 1993 bei der Gründung der Credit Union mit der Ausbildung anfing, wusste sie nicht, wie sie sich selbst und ihre beiden damals noch kleinen Kinder durchbringen sollte. Die Sion Foundation lud die Frauen in kleine Gruppen ein und begann mit einem systematischen Training. »Zusammen mit den anderen Frauen fühlte ich mich stärker und nicht mehr so allein«, erinnert sie sich. »Die Arbeit gibt mir viel Selbstbewusstsein.«

Suminem Ny ist eine von vielen Frauen in der ländlichen Region von Getasan, die diese Erfahrung gemacht haben. In Zentraljava gibt es 13 Zentren für Training und Empowerment für Frauen, in denen die Sion Foundation Credit Unions geschaffen hat. Wie in Tawang, wo inzwischen 16 Frauengruppen, Christinnen und Muslima, miteinander arbeiten, beginnt die Initiative der Stiftung in kleinen Gruppen, die sich einmal im Monat treffen. Ihnen werden handwerkliche Fertigkeiten vermittelt, Begabungen entdeckt und gefördert, mit denen sie Mini-Unternehmen in Schwung bringen können. Dazu gehören Näharbeiten, kreative Verpackungen von Geschenken, die Zubereitung kleiner Gerichte oder eine Pilzzucht. Zur Erleichterung der Unternehmensgründung gibt es Kleinkredite von der Sion Foundation, die die Frauen mit Zinsen zurückzahlen, wenn das Geschäft in Schwung gekommen ist. Die so zugerüsteten Frauen geben ihr Wissen an andere weiter, die damit ebenfalls zu eigenen Einnahmen kommen.

… sozialen Strukturen in den Dörfern

Die Projekte der Sion Foundation zielen auf eine Verbesserung der sozialen Strukturen in den Dörfern ab. Darum gehören neben den wirtschaftlichen Grundlagen wie Budgetplanung auch Hygiene, Gesundheitsvorsorge und Umweltschutz zum Ausbildungsprogramm der Frauen. 80 Prozent der Bürgerinnen und Bürger Tawangs sind Muslime, 20 Prozent Christen. Seit die Credit Union im Ort aktiv ist, sind sie näher zusammengerückt. Allerdings war das ein langwieriger und teilweise mühsamer Prozess, denn es mussten zahlreiche Vorurteile überwunden werden. »Als ich zum ersten Mal in die

Fotos Reinhard Elbracht / VEM

Die Sion Foundation unterstützt Frauen in der ländlichen Bergregion Getasan, bildet sie aus und gibt Kleinkredite zur Gründung eigener Unternehmen.

»Als ich zum ersten Mal in die Gruppe gegangen bin, haben mich meine Familie und meine Nachbarn kritisiert«, erinnert sich Umi Lestari, eine muslimische Frau.

Gruppe gegangen bin, haben mich meine Familie und meine Nachbarn kritisiert«, erinnert sich Umi Lestari, eine muslimische Frau. »Es war sehr schwierig, meinen Mann davon zu überzeugen, dass ich hier nicht zur Christin gemacht werden soll.« Erst durch viele Gespräche und Einladungen von Skeptikern in die Gruppen entspannte sich die Lage. »Sie haben gesehen, dass wir nie über Religion sprechen«, sagt Umi Lestari. »Wir sind einfach Mütter mit gemeinsamen Problemen.«

Eisbrecher war schließlich Satjet Sumarno, der muslimische Dorfälteste in der Funktion eines Bürgermeisters. Er beobachtet ein wachsendes Verständnis für den Glauben des jeweils anderen. In seinen Augen hat das Dorf einen gewaltigen Entwicklungssprung gemacht, seit die Sion Foundation das Training für die Frauen anbietet. »Wir haben hier seit dem Krieg keinen Europäer mehr gesehen«, charakterisiert er die Lage des Dorfes in der ländlichen Region Zentraljavas, abseits der großen Städte und Durchgangsstraßen. Die Frauen, so meint Sumarno, haben den Ort mit Hilfe der Sion Foundation nach vorne gebracht. »Dieses Dorf war vollkommen unterentwickelt«, bekennt er. Es mangelte an Hygiene, medizinischer Versorgung, sozialer Infrastruktur. »Jetzt sind wir spitze«, berichtet er stolz und verweist auf die Auszeichnung als sauberstes Dorf in der Region. »Wir sind der Sion Foundation sehr dankbar, dass sie hier die Initiative ergriffen hat«, betont er. Der Einblick in die Glaubenswelt der Mitbürger hat den Zusammenhalt im Dorf wesentlich verbessert. Das geht sogar so weit, dass man gemeinsam auf dem Dorfplatz Weihnachten feiert oder das Fastenbrechen im Ramadan.

Seit die Sion Foundation das Training für die Frauen anbietet hat das Dorf einen gewaltigen Entwicklungssprung gemacht, meint Satjet Sumarno, der muslimische Dorfälteste.

Dass gerade den Frauen die positive Entwicklung des Dorfes zu verdanken ist, quittiert der Bürgermeister mit einem Lächeln. »Für Frauen sind ihre Familien das Wichtigste im Leben«, meint er. Es sei klug von der Sion-Foundation, dass sie gerade die Frauen unterstütze. Satjet Sumarno erklärt: »Frauen investieren verdientes Geld in ihre Familien, Männer eher in Zigaretten.«

Marion Unger ist freie Journalistin in Staudernheim.
Tipp: Die GKJTU hat auch einen eigenen Facebook-Auftritt.

Samuel Kasman: Evangelist und Bio-Bauer

Ökologischer Landbau in Getasan

Von Marion Unger

Den notwendigen Dünger produziert Bauer Kasmans' einzige Kuh.

Grundlagen für ein Leben in gegenseitigem Respekt und in Respekt vor der Schöpfung vermittelt die Protestantische Kirche in Nord-Zentraljava (GKJTU) in Indonesien den Mitgliedern ihrer Gemeinden mit ganz konkreten Projekten. Die Sion-Foundation, eine Organisation für Bildung und Diakonie innerhalb der Kirche, gibt Anschubfinanzierungen für den ökologischen Landbau.

Am Anfang haben sie in seinem Dorf den Kopf geschüttelt und allenfalls mitleidig gelächelt, als Samuel Kasman begann, seinen Bauernhof auf ökologische Landwirtschaft umzustellen. Dann wurden sie neugierig und immer mehr Bauern schlossen sich seiner Initiative an. Neun Jahre ist das jetzt her. Samuel Kasman war damals 52 Jahre alt und hätte allmählich schon an den Ruhestand denken können. Trotzdem krempelte er sein ganzes bisheriges Berufsleben um, ließ sich auf völlig neue Methoden ein. »Ich war ein konventioneller Landwirt, der Pestizide und Kunstdünger für unentbehrlich hielt«, berichtet er. »Heute bin ich ein Bio-Bauer.«

Samuel Kasmans Bauernhof liegt in dem Dorf Cunthel nahe Getasan in Zentraljava – »am Ende der Welt«, wie er schmunzelnd erklärt. Kurvenreich schlängelt sich die Straße von Salatiga dorthin an den Hängen des Vulkans Merbabu entlang bis auf eine Höhe von 1 700 Metern. Die Erde hier ist fruchtbar, aber zu trocken. Aufgeschüttet zu Terrassen bringt sie Kartoffeln, Auberginen, Spinat, rote Bete und mehrere Salatsorten hervor. Drainagen verhindern, dass der Boden in der Regenzeit fortgeschwemmt wird. An den Rändern wachsen Minze, Rosmarin und andere Kräuter. Dazwischen verstreut stehen Obstbäume mit den köstlich säuerlichen Früchten der »Terong Belanda« (Dutch Aubergine / holländische Aubergine).

Landwirtschaftliches »Versuchslabor«

Besucher seines Bio-Bauernhofes führt Samuel Kasman gerne in sein landwirtschaftliches »Versuchslabor«. Es besteht aus einem Gewächshaus in Leichtbauweise: ein Bambusgestell mit einer Plastikfolie als Dach und engmaschigen Netzen als Seitenwände, um Vögel und Insekten fernzuhalten. Auf etwa 30 Quadratmetern Fläche zieht er hier 18 verschiedene Pflanzen. Er will herausfinden, welche von ihnen auch bei Trockenheit gut gedeihen. Den notwendigen Dünger produziert seine einzige Kuh und er gewinnt ihn zusätzlich aus Kompost.

Was bringt einen Bauern, der sein Leben lang auf konventionelle Weise sein Land bebaut hat, dazu, seine Arbeit auf neue Methoden umzustellen? Drei Motive, so beschreibt es Samuel Kasman, haben dabei eine Rolle gespielt. Das wichtigste erwächst aus seinem christlichen Glauben, dass der Mensch in Harmonie mit der Schöpfung leben soll. Aus sei-

Fotos: Reinhard Elbracht / VEM

Samuel Kasmans Bauernhof liegt in dem Dorf Cunthel nahe Getasan in Zentraljava – »am Ende der Welt«.

nem sozialen Gewissen heraus will er helfen, die Gesellschaft gesünder zu ernähren und den Boden für künftige Generationen in seiner Fruchtbarkeit zu erhalten. Erst an dritter Stelle nennt er einen wirtschaftlichen Grund, die Verbesserung des Familieneinkommens. So war es für ihn keine Frage, dass er sich dem von der Sion-Foundation in der GKJTU angestoßenen Projekt des biologischen Landbaus anschloss. »Unsere muslimischen Freunde folgen einer ähnlichen Bewegung in ihrer Religion, darum arbeiten einige von ihnen mit uns zusammen«, berichtet Kasman.

Zum biologischen Landbau braucht man Geduld

Der kleinen Kooperative im Dorf gehören inzwischen acht Bauern an, davon zwei Muslime. Jeder kultiviert seine eigenen Produkte, aber die Vermarktung organisieren sie zusammen. Es war ein weiter Weg bis hierhin. »Zum biologischen Landbau braucht man in erster Linie Geduld«, betont Samuel Kasman. »Die meisten Bauern wollen den schnellen Erfolg, darum vertrauen sie auf die Chemie. Außerdem sehen die Produkte schöner aus.« Als er vor sieben Jahren anfing, einen Teil seines Landes biologisch zu bewirtschaften, musste er den Boden zunächst zwei Jahre lang brach liegen lassen. »So lange dauert es, bis die Erde wieder gesund ist«, erläutert er. Seine erste Ernte nach drei Jahren lud er auf eine Karre und ging damit von Dorf zu Dorf. Einen großen Teil davon verschenkte er, um die Menschen von der Qualität seiner Ware zu überzeugen. »Inzwischen habe ich eine Menge Kunden in Salatiga«, berichtet er nicht ohne Stolz. »Dazu gehören viele Restaurants und die Internationale Schule.«

Die biologische Landwirtschaft entspringe einer Geisteshaltung, die schwer anzunehmen sei, wenn man lange Zeit anders gearbeitet habe, meint Samuel Kasman. Er selbst fand aus seinem Glauben heraus diesen Weg. Den Anstoß dazu gab ihm seine Kirche, die GKJTU, in der er tief verwurzelt ist. Seit fast 40 Jahren wirkt er als Evangelist in seiner Gemeinde. »Der Weg zum Bio-Bauern war für mich ein Prozess und er ist noch nicht zu Ende«, erklärt er. Denn schon hat er die nächste Stufe der Entwicklung im Auge. »Wir haben keine Möglichkeit, Wasser zu speichern, das ist unsere große Sorge«, sagt Kasman. »Einen Brunnen zu bohren kostet sehr viel Geld.« Zwar haben er und seine Kollegen Techniken entwickelt, die ein Ausschwemmen der Erde bei starkem Regen verhindern. Aber in der Trockenzeit fehlt ein Bewässerungssystem. Außerdem ist wegen klimatischer Veränderungen auf den regelmäßigen Wechsel von Regen- und Trockenzeit nicht mehr unbedingt Verlass. »Manchmal warten wir bis zum Dezember auf den Regen«, berichtet Kasman und betont: »Wir müssen eine Möglichkeit finden, das Wasser zu speichern.«

Marion Unger ist freie Journalistin in Staudernheim.

»In den guten Taten gibt es keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern«

Besuch in einem Pesantren, einer muslimischen Internatsschule: Dort setzt man nicht allein auf religiöse Erziehung, sondern möchte auch ein Bewusstsein für die Erfordernisse der Gesellschaft schaffen und bürgerliches Engagement stärken

Hadschi Ali Hafizhi, der Lehrer und Leiter des Pesantren

In drei Jahren werden sie Schatten spenden, die Obstbäume, die eine Gruppe von Vertretern der VEM-Mitgliedskirchen am Hang unterhalb der Moschee gepflanzt hat. Sie sind ein Gastgeschenk für den Pesantren im Dorf Beruk im Bergland von Zentraljava. Die kleinen Schösslinge werden noch eine Zeit des Wachstums benötigen, ehe sie Früchte hervorbringen. Anders die Arbeit im Pesantren, einer muslimischen Internatsschule. Sie zeigt bereits heute Ergebnisse, die zur berechtigten Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben von Menschen unterschiedlichen Glaubens Anlass geben.

Steil und schmal sind die Straßen, die von der alten Königsstadt Surakarta zu der Ortschaft im Bezirk Ngantirejo führen. Die Häuser von Beruk reihen sich auf einem Felsgrat aneinander, der zu beiden Seiten steil abfällt. Schwindelfrei muss man sein, wenn man hier lebt. Felder und Gärten ziehen sich terrassenförmig bis ins Tal hinab. Sie sind nur zu Fuß erreichbar, entsprechend mühsam ist die Arbeit. Die abgelegene Bergregion ist ein bevorzugtes Rückzugsgebiet für Extremisten. Auch Fanatiker aus dem Ausland fühlen sich von diesen Gruppen angezogen. »Das sind Menschen, die die Gesellschaft aus ihrer religiösen Haltung heraus extrem verändern wollen«, erläutert Hadschi Ali Hafizhi, der Kyai (Lehrer) und Leiter des Pesantren. Intoleranz, Fanatismus und eine Mentalität, die sich vor dem gemäßigten Islam abschließt, präge deren Geisteshaltung. »Der Islam, den wir hier lehren, lehnt diese Eigenschaften ab«, betont Hafizhi. Die Extremisten hätten kein Recht, für alle Muslime zu sprechen.

Bewusstsein für die Erfordernisse der Gesellschaft schaffen

Der Titel »Hadschi« weist den Kyai als Muslim aus, der nach Mekka gepilgert ist. 1998 kam er nach Beruk. Damals führte keine geteerte Straße zu dem Ort, sondern lediglich eine

Fotos: Reinhard Elbracht / VEM:

In drei Jahren werden sie Schatten spenden, die Obstbäume, die eine Gruppe von Vertretern der VEM-Mitgliedskirchen am Hang unterhalb der Moschee gepflanzt hat.

Schotterpiste, die sich auf den Bergkamm hinauf schraubte. Im Dorf lebten nach seinen Worten seinerzeit rund 1200 Kinder und 300 Jugendliche. Systematisch baute er für sie ein Bildungsangebot auf. Heute besuchen den Pesantren 141 Schülerinnen und Schüler. Der Bau einer kleinen Moschee brachte immer mehr Menschen aus der Nachbarschaft in Kontakt mit dem Pesantren. »Wir laden sie ein und ermutigen sie zum Gespräch, um herauszufinden, was an guten Eigenschaften in ihnen steckt«, erklärt Ali Hafizhi. »Es geht nicht darum, immer nur zu sagen, was verboten ist.«

Bürgerliches Engagement stärken

Voll des Lobes ist er über den Fleiß seiner Schüler. »Sie lernen von morgens bis in die Nacht«, sagt er und lächelt nicht ohne Stolz. Wenn Gäste im Unterricht hospitieren, bietet sich ihnen das nicht unbedingt erwartete Bild eines gleichberechtigten Miteinanders von Jungen und Mädchen. Auf Nachfragen versichert der Kyai, man ermutige besonders die Mädchen, vor der Versammlung zu sprechen. »Wir wollen, dass sie ihre kreativen Gedanken ohne Scheu äußern«, erläutert er. »Wenn sie das tun, werden sie ein Segen für alle sein. In den guten Taten gibt es keinen Unterschied zwischen Frauen und Männern.«

Beispiele vom Erfolg dieser Ermutigung werden Gästen gerne demonstriert. In ihren hellgrünen Schuluniformen – die Mädchen in langen Kleidern und einem Tuch, das Kopf und Schultern bedeckt – zeigen sie, wie fit sie sind im Umgang mit modernen Medien und wie eloquent sie sich auszudrücken verstehen. Grundlage des Lehrplans sind die acht Gesetze, denen ein Muslim zu folgen hat. Sie sind symbolisiert durch den achtstrahligen Stern, das Logo der Schule. Dazu gehören die Pflicht zum Gebet und zur Nachfolge des Propheten Mohammed, Gehorsam gegenüber Eltern, Verwandten und Lehrern, die Liebe zu jüngeren Mitmenschen, der Respekt vor dem Nächsten und die Pflicht zur Bewahrung der Schöpfung.

Doch im Pesantren setzt man nicht allein auf religiöse Erziehung. Es geht auch darum, ein Bewusstsein für die Erfordernisse der Gesellschaft zu schaffen und bürgerliches Engagement zu stärken. So arbeitet die Schule eng mit der kommunalen Verwaltung und mit der Polizei zusammen. Es gibt ein Team, das Kontakt zu verschiedenen Gruppierungen in den Dörfern der Region pflegt. Beharrlich suchen sie das Gespräch auch zu den weniger Sanftmütigen und vermitteln das Bild des Islam als einer friedlichen Religion mit Liebe zu jedermann. Gemeinsam verpflichteten sie sich in einem Abkommen, gegen jede Form von Gewalt und Terrorismus vorzugehen. »48 Menschen, Muslime und Nicht-Muslime haben es unterschrieben«, berichtet Polizeichef Waluto.

Sie gründeten ein Forum, auf dem eventuell entstehende Konflikte durch Diskussion auf Augenhöhe gelöst werden, und lehnen es ab, sich vermeintliches Recht auf eigene Faust zu verschaffen. »Es ist unsere gegenseitige Verantwortung, für ein Zusammenleben ohne Aggression zu sorgen, nicht nur die von Polizei und Justiz«, unterstreicht Waluto. Der Polizeichef ist sichtlich stolz auf diesen Erfolg, der im Blick auf 23 verschiedene religiöse Strömungen im Distrikt nicht leicht zu erringen war. Waluto wird nicht müde, Besuchern zu versichern, wie sicher sie sich in Beruk fühlen können. Angesichts von Drohungen, die Extremisten immer wieder gegen Touristen äußern, erscheint diese Versicherung nachvollziehbar.

Schülerinnen eines Pesantren

Marion Unger ist freie Journalistin in Staudernheim.

»Christliche Werte zeigen«

Interreligiöse Begegnung an einer christlichen Schule

Von Ralf Lange-Sonntag

Der Rektor und ein Teil des Lehrerteams, darunter eine Muslima mit Kopftuch, warten schon auf uns, als wir auf das Schulgelände fahren. Ebenso Schülerinnen und Schüler, die uns in ihren blau-weißen Schuluniformen zuwinken und freundlich lachen. Aus einem der Schulgebäude wehen die fremdartigen Klänge des javanischen Gamalan-Orchesters herüber. Allein die ersten Eindrücke überbringen die Botschaft einer freundlichen Atmosphäre, in der Menschen verschiedener Religion miteinander lehren und lernen können.

Wir, eine Gruppe von deutschen und tansanischen Engagierten im interreligiösen Dialog, sind eingeladen, zwei evangelische Schulen im mehrheitlich muslimischen Dorf Getasan nahe der Stadt Salatiga zu besuchen. Die christliche Sekulah Menengah Pertama (SMP) ist eine Art Gesamtschule beziehungsweise Junior High School mit etwa 140 Schülerinnen und Schülern, zwölf Lehrkräften und zwei weiteren Mitarbeitern. Knapp ein Viertel der Schülerinnen und Schüler sind muslimischen Glaubens. Auf der benachbarten evangelischen Berufsfachschule (Sekolah Menengah Kejuruan, SMK) sind etwa doppelt so viele Schülerinnen und Schüler, etwa 45 Prozent von ihnen muslimisch, drei Prozent buddhistisch. Von 19 Lehrerinnen und Lehrern sind drei muslimisch. Die 15 bis 18 Jahre alten Schülerinnen und Schüler können hier neben den allgemeinen Fächern Grundkenntnisse in den Berufszweigen Kleidung, Buchhaltung und Datenverarbeitung erwerben, die ihnen den Zugang zu Praktika, zu entsprechender Arbeit oder zum Studium ermöglichen. Getragen werden die beiden 2004 gegründeten Schulen von der Sion Foundation, einer christlichen Stiftung, die diakonische und pädagogische Projekte unterstützt.

Miteinander lehren und lernen

Das Miteinander von Muslimen und Christen an der Schule sei vorbildlich, erklärt der Rektor der SMK, während seine Kollegin von der SMP berichtet, dass anfangs einige muslimische Eltern Angst hatten, dass ihre Kinder christianisiert werden könnten. Solche Ängste konnten jedoch durch regelmäßige Informationsabende beseitigt werden. Nicht-christliche Schülerinnen und Schülern nehmen zwar an der morgendlichen Andacht und am christlichen Religionsunterricht teil, doch

Fotos: Reinhard Elbracht / VEM

gehe es nicht darum, die Schülerinnen und Schüler zu Christen zu machen. Ziel der Schule sei vielmehr das vorbildliche Vorleben christlicher Werte wie Toleranz. Daher haben muslimische Schüler die Möglichkeit, ihre religiösen Traditionen zu leben: Das Tragen des Kopftuches zum Beispiel sei erlaubt, und jedes Jahr organisieren die Muslime zum Ende des Ramadans ein Fest für ihre christlichen Mitschülerinnen und -schüler.

Gibt es Fälle von Konversionen, möchten wir wissen. Vielleicht, räumt der Rektor ein, mag es Konversionen nach der Schulzeit geben, wichtiger sei jedoch, dass interreligiöse Freundschaften auch nach der Schulzeit bestehen bleiben und so dem allgemeinen Frieden zwischen den Religionen dienen. Andererseits ist das Thema Konversion nicht tabu: Der Musiklehrer, der christliche Texte zu traditionell javanischen Kompositionen schreibt, ist selbst vor einigen Jahren vom Islam zum Christentum konvertiert.

Evangelische Schulen haben einen guten Ruf

Attraktiv sind die evangelischen Schulen, die in einer mehrheitlich muslimischen Gesellschaft zahlenmäßig nur ein Randphänomen darstellen, für muslimische Eltern unter anderem deshalb, weil der Unterricht finanziell erschwinglich ist und es eine Vielzahl von kostenlosen Aktivitäten auch außerhalb des Unterrichts gibt, wie Basketball, Musik, Tanz und Chor. Entscheidend ist aber der gute Ruf der Schulen, die Möglichkeit konzentrierten Lernens in einer angenehmen Atmosphäre.

Dass es evangelische Schulen auf Java gibt, ist nicht selbstverständlich, weder gesellschaftlich noch finanziell, denn nur ein Teil der Kosten wird vom Staat übernommen. Finanzielle Hilfen kommen von der Sion Foundation, durch Übernahmen von Patenschaften, zum Beispiel von der Partnerkirche in Eisingen (Unterfranken), und nicht zuletzt durch mehrere Projekte der Schulen selbst: Eine schuleigene Pilzfarm und ein kleiner Laden erwirtschaften einen geringen, aber notwendigen Beitrag. Die Erzeugnisse der Kühe, der Schafe und Ziegen bringen die Kosten für ein Lehrergehalt ein, und die schuleigene Biogasanlage erzeugt Strom für das angeschlossene Wohnheim für 29 Schüler.

Was würden wohl meine Schüler am Berufskolleg in Dortmund zu den Schulen in Getasan sagen, frage ich mich, als wir die Schulen nach zwei Stunden verlassen. Ein Miteinander von Christen und Muslimen kenne ich auch aus meinem evangelischen Religionsunterricht, doch scheint mir das religiöse Selbstverständnis auf Java stärker ausgeprägt zu sein. In Getasan erlebe ich auch eine viel größere Identifizierung mit der Schule und ihren Werten als in Deutschland, wo Schule oft als lästige Pflicht angesehen wird.

Ralf Lange-Sonntag ist Referent für Fragen des christlich-islamischen Dialogs in der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Keine Probleme zwischen Moschee- und Kirchengemeinde

Die javanische Tradition scheint die große Klammer zu sein, die Muslime und Christen verbindet

Von Rafael Nikodemus

Wir sitzen in der Kirche von Melaten, einer evangelischen Kirchengemeinde der Christlichen Kirche in Ostjava (GKJW) in der Nähe von Surabaya auf Java. Es ist schwül, alle Fenster sind geöffnet. Ich blicke durch das Kirchenschiff, durch die offene Fensterfront hindurch zur gegenüberliegenden Moschee, von der Kirche nur getrennt durch eine kleine Straße. Dort fällt sofort die große Trommel vor dem Eingang zur Moschee auf, die nach javanischer Tradition ergänzend zum Gebetsruf bei besonderen Anlässen geschlagen wird, wie man uns später erklärt. Ich sitze vor der Kanzel, auf der in javanisch steht: Gott liebt diese Welt. Überhaupt – die javanische Tradition scheint die große Klammer zu sein, die Muslime und Christen hier verbindet. Man spricht die gleiche Sprache, isst dasselbe, bezieht sich auch auf die gleiche Geschichte, die gleichen Traditionen.

»Hier gibt es keine Probleme zwischen den Religionen«

Vertreter der Moscheegemeinde und der Bürgermeister des Ortes sind in die Kirche gekommen, um gemeinsam mit unseren evangelischen Gastgebern und uns über ihr gemeinsames Zusammenleben zu berichten. Solche räumliche Nähe kann Probleme schaffen, aber hier ist es anders. Nein, betont der Bürgermeister mehrfach, hier gebe es keine Probleme zwischen den Religionen, hier nicht. Regelmäßig lädt er alle Vorsteher der christlichen, muslimischen und hinduistischen Gemeinden zu Jahrestreffen ein, um gemeinsame Aktivitäten abzusprechen. So würden Veranstaltungen jeweils so abgesprochen, dass die Gemeinden ihre Parkplätze jeweils den anderen zur Verfügung stellen können. Moschee- und Kirchengemeinde leben hier nicht nur im Angesicht nebeneinander, sondern lassen einander teilhaben an Festen und am Gemeindeleben. So kochen die christlichen Frauen für die Muslime an deren Festtagen wie auch umgekehrt Muslime

Fotos: Reinhard Elbracht / VEM

für die christliche Gemeinde zu Weihnachten kochen. Das Miteinander ist geprägt von einer hohen wechselseitigen Wertschätzung, getragen von der Sorge umeinander. Wenn etwa die evangelischen Gottesdienste länger dauern an christlichen Feiertagen und verbunden sind mit Gemeindefesten, verzichtet die muslimische Gemeinde auf ihren lautsprecherverstärkten Gebetsruf, um nicht zu stören. Stattdessen fährt ein Auto mit einem Lautsprecher durch den Ort, um die Muslime zum Gebet zu rufen.

Wichtig sind gemeinsame Aktionen

Solcherlei Nachbarschaft ist allerdings auch auf Java ungewöhnlich: Heute verbietet ein Gesetz die unmittelbare bauliche Nachbarschaft von Moschee und Kirche. Hier in Melaten existierten beide schon lange vor dem Gesetz, 1887 wurde die Kirche erbaut, in den 1960ern dann die Moschee. 30 Prozent Christinnen und Christen stehen 65 Prozent Musliminnen und Muslime gegenüber. Die Nationalfeiertage werden gemeinsam gefeiert. Zum Unabhängigkeitstag kommt man zwar nicht zum gemeinsamen Gebet zusammen, wohl aber zur gemeinsamen traditionellen javanischen Esstafel. Diese Tradition verbindet Christen und Muslime, versichert uns ein Kirchenältester. Wichtig sei vor allem die gemeinsame Arbeit mit Jugendlichen. Zurzeit werde gerade ein mehrtägiges Treffen von Jugendlichen sechs verschiedener Religionen vorbereitet, an denen beide Gemeinden beteiligt sind. Dabei leben Jugendliche bei Gasteltern, die einer anderen Religion angehören.

Wichtig seien gemeinsame Aktionen, betonen alle, etwa die Säuberung der Kanäle vor Beginn der Regenzeit, da werde deutlich, man arbeite zusammen als Mitglieder einer Gesellschaft, die miteinander Verantwortung trügen, erklärt uns der Vorsteher der Moscheegemeinde.

Auch für mögliche Probleme gibt es unkomplizierte Verfahrensregeln. Bei bireligiösen Ehen halten sich beide Gemeinden heraus. Die Erziehung der Kinder, auch die religiöse, sei Sache der Eltern. Man akzeptiere deren Entscheidung. Ebenso sei bei Menschen, die konvertieren wollen, ihre Entscheidung oder bei Minderjährigen die Entscheidung der Eltern maßgebend.

Kirchenrat Pfarrer Rafael Nikodemus ist Dezernent für den christlich-islamischen Dialog in der Evangelischen Kirche im Rheinland.

Gott,
alle Menschen hast du nach deinem Bilde geschaffen.
Wir danken dir für die erstaunliche Vielfalt
von Menschen anderer Völker und Kulturen in dieser Welt.

Mache unser Leben durch sie reich.
Zeige uns gerade in denen,
die sich am meisten von uns unterscheiden,
Deine Gegenwart,
bis wir begreifen,
dass Deine Liebe
in unserer Liebe zu allen Menschen zum Ziel kommt.
Amen.

Quelle: Evangelisches Missionswerk in Deutschland (Hg), Wo Freiheit ist und Lachen.
Gebete aus der Ökumene, Bd 4, Hamburg 1999, S.72.

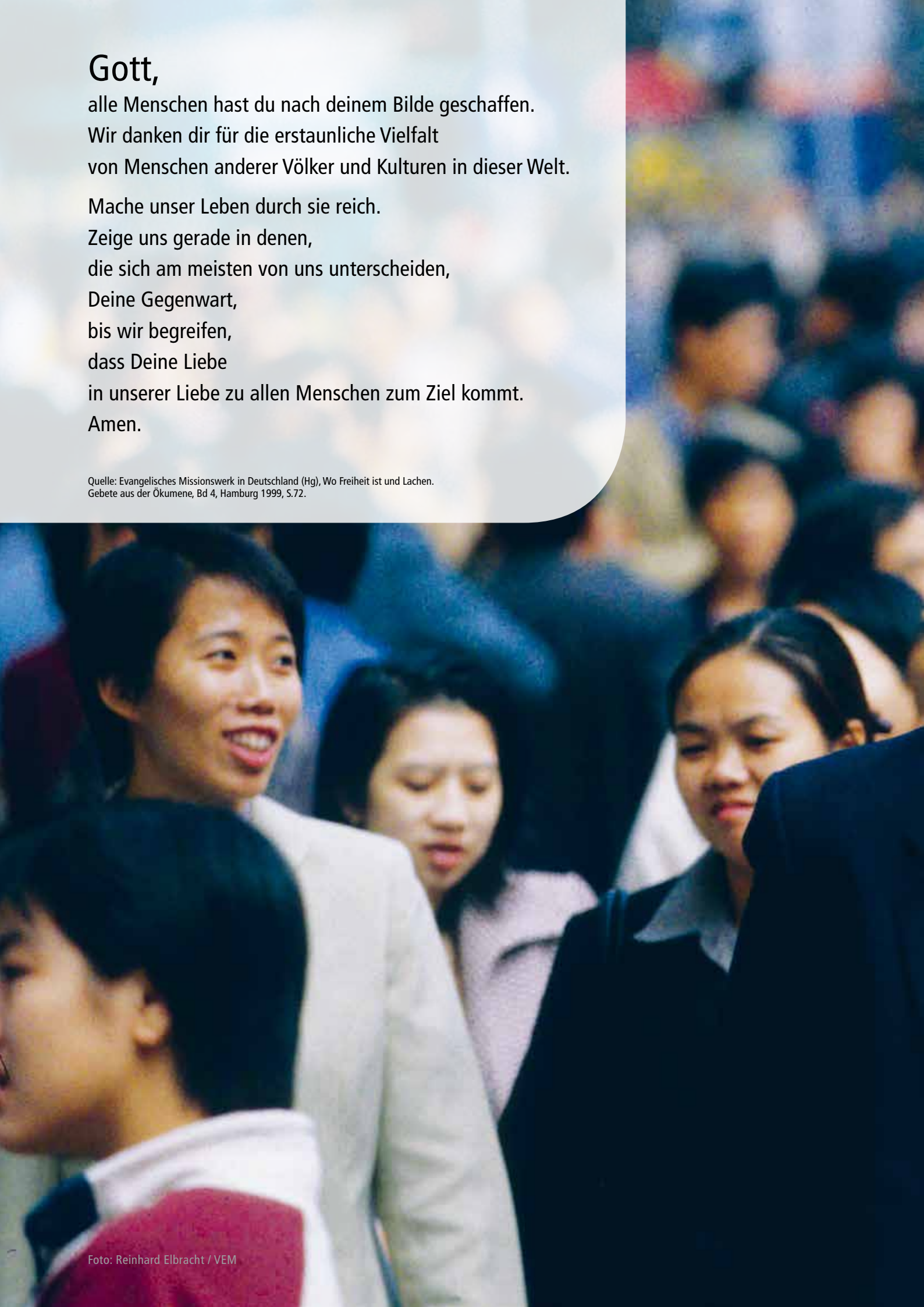


Foto: Reinhard Elbracht / VEM

Ermutigt nach Tansania

Eindrücke eines Besuchs auf Java

Nach der Studienreise auf der indonesischen Insel Java hat CHEDIEL ELINAZA SENDORO, Pastor der Ost- und Küstendiözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania, rückblickend seine persönlichen Eindrücke zusammengefasst. Sendoro war der einzige Afrikaner der kleinen Studienreisegruppe.

Zu den wichtigsten Erkenntnissen, die ich auf meiner Reise gewinnen konnte, zählt die Erfahrung, dass die Menschen in Indonesien sehr offen und gastfreundlich sind. Außerdem arbeiten sie sehr hart, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. Sie nutzen jedes Stückchen Land, das sie haben, vor allem für die Landwirtschaft. Als Drittes habe ich gelernt, dass ein friedliches Zusammenleben von Angehörigen verschiedener Religionen möglich ist.

Friedliche Beziehungen zu…

Der Einfluss, den diese Erkenntnisse auf meine Arbeit haben, lässt sich am besten mit einem Wort beschreiben, nämlich Ermutigung. Vor allem die dritte Erfahrung hat mich ermutigt, andere darin zu bestärken, dass es möglich ist, ein Umfeld zu schaffen, in dem Angehörige verschiedener Religionen friedlich zusammenleben. Das gilt auch für die Regionen, in denen die Muslime die Mehrheit der Bevölkerung bilden, wie in Sansibar und Mafia (Mafia ist die südlichste der zum Archipel Sansibar gehörenden Inseln im Indischen Ozean; Anm. d. Red.), wo mehr als 98 Prozent muslimisch sind. Die Methoden, mit denen in Indonesien bessere Beziehungen unter Menschen unterschiedlicher Glaubensrichtungen aufgebaut werden, lassen sich auch in unserem Kontext einsetzen und notfalls abwandeln und auf unsere Situation abstimmen.

Fotos: Reinhard Elbracht / VEM

Chediel Elinaza Sendoro (links) und Ralf Lange-Sonntag (rechts) im Gespräch mit dem Leiter des Pesantren in Solo, Kiai Dian Nafi

Wir bemühen uns schon lange um ein friedliches Zusammenleben, doch manche unserer Mitglieder haben bisweilen den Eindruck, wir sollten besser aufgeben und jene Regionen der Religion überlassen, die dort die Mehrheit hat. In der letzten Zeit wurde die Situation noch verschlimmert durch Zwischenfälle, bei denen selbst in Gebieten, die nicht mehrheitlich muslimisch sind, wie zum Beispiel in Daressalam, Kirchen attackiert und demoliert wurden. Dieser Besuch in Indonesien hat mir für meine Arbeit neue Hoffnung gegeben.

…Angehörigen anderer Religionen aufbauen

Diese Erkenntnisse sollen für unsere Arbeit fruchtbar gemacht werden. Dabei kann die VEM behilflich sein, indem sie personelle und finanzielle Mittel für Seminare zur Fortbildung unserer Pfarrerinnen und Pfarrer bereitstellt und Austauschprogramme zwischen unserer Kirche und anderen Kirchen organisiert, die in einer ähnlichen Situation sind wie jene in Indonesien und Sri Lanka. Wir hatten einen Austausch mit der Methodistischen Kirche von Sri Lanka.

Drei Geschichten erzähle ich immer wieder, wenn ich über diese Reise spreche. Die erste handelt von dem christlichen Professor in Yogyakarta, der Islamkunde an der Islamischen Universität lehrt. Das fand ich sehr merkwürdig, denn bei uns – und ich glaube, auch in vielen anderen Ländern – würden Muslime es üblicherweise nicht akzeptieren, von einem Nichtmuslim im Islam unterrichtet zu werden. Zweitens berichte ich von der Moschee und der Kirche, die in Surabaya einander gegenüberliegen, und den guten Beziehungen zwischen den Mitgliedern der beiden Religionsgemeinschaften in dieser Stadt. Ich erzähle immer wieder davon, weil sich auch bei uns Moscheen und Kirchen oft in unmittelbarer Nachbarschaft befinden, aber man nur sehr selten eine solche Kooperation zwischen den beiden Einrichtungen findet. Drittens erzähle ich davon, dass wir die Möglichkeit hatten, islamische Internatsschulen (Pesantren) zu besuchen, in denen angeblich Terroristen ausgebildet werden. Wir konnten beobachten, was uns auch die geistlichen Leiter der Schulen erklärten, dass die Kinder in diesen Pesantren vor allem Islam- und Ethikunterricht erhalten.

Die Frage, die ich nach diesem Besuch weiter diskutieren möchte, ist, wie Menschen, die verschiedenen Religionen angehören, miteinander über ihren Glauben sprechen können. In den meisten von uns besuchten Gegenden erfuhren wir, dass Angehörige verschiedener Religionen in anderen Bereichen miteinander kooperieren, sich jedoch nicht über ihren Glauben austauschen. Das kann dazu führen, dass die Beziehungen untereinander durch Verdächtigungen belastet werden. Ich weiß, dass in einigen Ländern – wie bei uns – Gespräche im Rahmen eines interreligiösen Dialogs stattfinden, aber nicht immer auf konstruktive Art und Weise. Ich würde gerne weiter darüber diskutieren, wie wir am besten über unseren Glauben sprechen, während wir friedliche Beziehungen zu Angehörigen anderer Religionen aufbauen.

Chediel Elinaza Sendoro ist Pastor und Leiter des VEM-Büros in Daressalam.

Offen für Menschen anderen Glaubens

Ein Bildungszentrum für die VEM-Mitgliedskirche GKJTU

Von Marion Unger

Am Rande des Dorfes Dukuh-Kopeng in der Region um den Vulkan Merbabu in Nord-Zentraljava wächst derzeit der Bau eines Bildungszentrums der Christlichen Kirche in Nordmittel-Java (GKJTU) in die Höhe. Auf dem 5000 Quadratmeter großen Gelände entstehen eine Schule mit Internat und ein Konferenzzentrum sowie ein Gästehaus mit 70 Betten. Küche und Speisesaal ergänzen das Raumkonzept. Bereits Ende dieses Jahres soll der Gebäudekomplex fertig werden.

Ethische Grundsätze sollen in der Gesellschaft ankommen

13 Werte oder »Tugenden«, wie sich Petrus Sugito, Bischof der GKJTU, ausdrückt, sollen in Unterrichtsmodulen hier vermittelt werden. Eine davon ist die Wertschätzung der Umwelt. Es werden Veranstaltungen angeboten, in denen die Teilnehmenden lernen, umweltfreundlicher zu handeln. Dazu gehören auch Fortbildungen in ökologischer Landwirtschaft. Unter den verschiedenen Werten misst die Kirche dem ökologischen Landbau einen hohen Stellenwert zu. Ein großer Teil des Terrains ist für den biologischen Anbau von Obst und Gemüse reserviert. »Wir wollen ein Beispiel dafür geben, wie der Mensch in Harmonie mit der Schöpfung leben kann«, erläutert Petrus Sugito.

Dazu wird nach seinen Worten ein Trainingsprogramm erarbeitet, an dem nicht nur die Mitglieder der protestantischen Kirche teilnehmen können. »Wir sind hier offen für Menschen anderen Glaubens«, kündigt Sugito an. Wichtig ist ihm, dass die ethischen Grundsätze, für die die GKJTU mit ihrem Bildungszentrum steht, in der Gesellschaft ankommen. Viele Bauern in den 53 Kirchengemeinden arbeiten bereits nach ökologischen Grundsätzen. Ihre Erfahrungen sollen in Dukuh-Kopeng gebündelt werden und sie können ihr Wissen in Seminaren an andere Landwirte weitergeben. Aus ihrem Alltag heraus zeigen sie den Kollegen, wie sie ihre Produkte auch ohne Schädlingsbekämpfungsmittel und mit natürlichem Dünger großziehen können. »Die Ergebnisse dieses Trainings kann man dann sehen und schmecken«, stellt der Bischof schmunzelnd in Aussicht.

Marion Unger ist freie Journalistin in Staudernheim.

Grundsteinlegung für eines der Gebäude im Bildungszentrum

Fotos: Reinhard Elbracht / VEM

Von Frau zu Frau – Neue tansanisch-deutsche Partnerschaft

Delegation aus Tansania besucht Deutschland

Partnerschaften sind seit jeher ein Herzstück der VEM. Die VEM freute sich deshalb besonders über den Besuch einer tansanisch-deutschen Frauendelegation. Während ihrer zweiwöchigen Besuchsreise haben sie Anfang Juli auch Halt im Missionshaus der VEM gemacht. Die beiden Frauengruppen möchten eine Partnerschaft gründen – sozusagen von Frau zu Frau.

Von Uli Baege

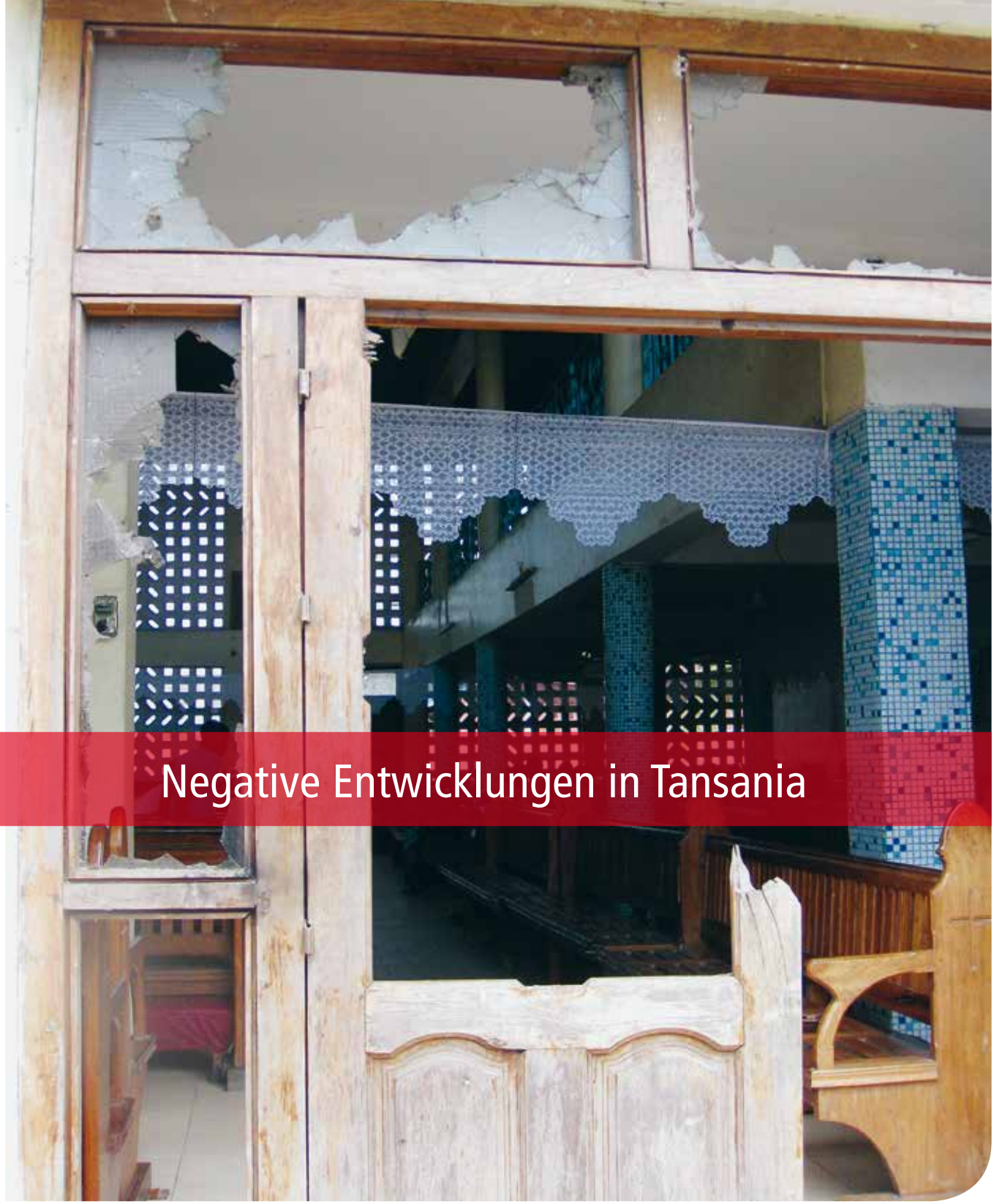
Aus Daressalam (Ost- und Küstendiözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania, ELCT-ECD), und der Kirchengemeinde Schwalenberg (Lippische Landeskirche) waren acht Frauen nach Wuppertal gekommen. Sie haben sich über die Arbeit der VEM informiert und auch konkrete Tipps für eine bessere Zusammenarbeit ausgetauscht. Denn zwischen der Frauengruppe aus »Schwalenberg Land« und jener aus Daressalam soll eine neue Partnerschaft von Frauen zu Frauen entstehen.

Beim ersten offiziellen Besuch der tansanischen Delegation in Deutschland ging es vor allem darum, sich kennenzulernen, Unterschiede hinsichtlich der lutherischen und reformierten Tradition zu benennen und die nächsten Schritte zu planen. Aber auch die Besichtigung der Wartburg und anderer Lutherstätten standen auf dem Programm. »Wenn man immer an dem gleichen Ort bleibt, weiß man gar nicht, was alles so in der Welt vor sich geht«, so eine der Delegierten aus Tansania. »Es ist wichtig, dass wir einander begegnen und voneinander lernen.« So waren beispielsweise die deutschen Teilnehmerinnen von der Eigeninitiative der Frauen aus Dar begeistert. Innerhalb von drei Jahren konnten sie eine Schule für Mädchen ausbauen, neue Gebäude mit Hilfe verschiedener Benefizveranstaltungen bauen und weitere Lehrkräfte anstellen. Die tansanischen Frauen merkten wiederum kritisch an, was ihnen während ihres Aufenthaltes aufgefallen war. Ihrer Meinung investierten die besuchten Gemeinden in Deutschland zu wenig in Kinder- und Jugendarbeit. »Wo bleibt der Nachwuchs in der Kirche, wenn es zum Beispiel keine Kindergottesdienstarbeit gibt?« lautete daher eine der wichtigsten Fragen.

Bei einem Gegenbesuch einer Delegation aus Schwalenberg soll im kommenden Jahr weiter an dem Fundament der neuen Partnerschaftsbeziehung gearbeitet werden. Einig ist man sich, dass die Beziehung in beiden Ländern dazu genutzt werden soll, Frauen dabei zu unterstützen, sie zu mehr Eigenständigkeit zu befähigen. Besonders in Tansania haben viele Frauen nicht genügend Bildungschancen. Zudem möchte man sich verstärkt für Straßenkinder in Daressalam engagieren, die es in großer Zahl gibt und oft Opfer von häuslicher Gewalt sind. Die konkreten Ziele sollen später in einer Partnerschaftsvereinbarung festgehalten werden; ebenso ein Partnerschaftssonntag, der einmal im Jahr gemeinsam organisiert werden soll – als Zeichen der Verbundenheit in der weltweiten Ökumene.

Uli Baege ist Referent für Partnerschaften und Projekte bei der VEM.

Illustration: Juan González / MediaCompany GmbH



Negative Entwicklungen in Tansania

Beschädigte Mbagala-Kirche in Daressalam

Diese Ausgabe von »In die Welt für die Welt« berichtet über die Erfolge der Menschen auf Java bei ihren wichtigen Bemühungen um ein friedliches Zusammenleben als Christen und Muslime. In diesem Zusammenhang möchte ich Ihnen davon berichten, was in einem anderen Land passiert, in Tansania. Dort verschlimmert sich die Lage.

Von Fidon Mwombeki

Lange Zeit galt Tansania als ein Land des Friedens, ein Land, von dem man im Hinblick auf ein gutes Verhältnis zwischen Muslimen und Christen lernen kann. Tatsächlich weiß niemand genau, wie viele Menschen diesen Religionen zugehören, weil die Regierung die Religion in ihren Volkszählungen nicht ermittelt. Auch als muslimische Hardliner bei der letzten Volkszählung vor zwei Jahren mit ihrer Boykottierung drohten, falls die Religion nicht miterfasst werde, weigerte sich die Regierung. Die Begründung ist stichhaltig: Die Politik und die Entscheidungen der Regierungen sollten sich in keiner Wei-

Fotos: Claudia Währisch-Oblau / VEM

se von der Religionszugehörigkeit beeinflussen lassen. Viele Christen und Muslime waren zufrieden.

Es gibt Anzeichen dafür, dass der Frieden im Land gestört ist

Leider hat sich jedoch insbesondere in Sansibar die Lage zugespitzt. Dort drangsalieren islamische Fundamentalisten jeden, der sich der von ihnen angestrebten Zwangsislamisierung der gesamten Bevölkerung entgegenstellt. Sie haben sogar gemäßigte muslimische Geistliche in Sansibar angegriffen und würden am liebsten alle Christen von dort vertreiben. Letztes Jahr wurde eine Gruppe von Muslimen von ihren Führern beim Freitagsgebet aufgehetzt und setzte anschließend sechs Kirchen in der Nähe von Daressalam in Brand. Vor einigen Monaten schoss ein Unbekannter auf einen katholischen Priester, der auf dem Rückweg vom Gottesdienst war. Er überlebte schwer verletzt. Wenige Monate später wurde ein katholischer Priester in Sansibar an einem Sonntagmorgen auf dem Weg zur Kirche erschossen. Trotz der ernsthaften Bemühungen der Polizei gab es keine Festnahmen von Verdächtigen. Anfang des Jahres kam es in der Nähe des Viktoriasees zu einer tödlichen Auseinandersetzung zwischen Christen und Muslimen, bei der der Pastor einer Pfingstgemeinde erstochen wurde. Einige muslimische Fundamentalisten wollen nicht zulassen, dass Christen ihre eigenen Kühe schlachten. Nur Muslime seien rein genug, um ein Tier schlachten zu dürfen, behaupten sie. Für sie sei das Schlachten ein religiöses Ritual, mit dem Christen jedoch nichts zu tun haben wollten. Im April explodierte in einer katholischen Kirche eine Bombe. Dieser Anschlag richtete sich gegen den Botschafter des Vatikans, der in Arusha eine neue Kirche weihen sollte.

Die Regierung hat es wegen fehlender Beweise bisher abgelehnt, Muslime öffentlich zu verurteilen. Daraufhin kamen die großen christlichen Gruppen – Katholiken, Protestanten und Pfingstkirchen – im »Tanzania Christian Forum« zusammen und kritisierten in ihren Stellungnahmen die Regierung scharf, weil sie nicht hart genug gegen die Muslime vorgehe. Die Regierung hat sich bisher nicht dazu geäußert. Die Kirchen sind sowohl über die Muslime als auch über die Regierung verärgert.

Pastor Frank Kimanbo erzählt VEM-Vizemoderatorin, Oberkirchenrätin Barbara Rudolph, wie bewaffnete Männer die Kirche stürmten.

Es gibt sehr beunruhigende Anzeichen dafür, dass der Frieden im Land gestört ist. Einige christliche Führer erklären öffentlich, dass der Islam ihr Feind sei. Tatsächlich fordern sie ihre Mitglieder auf, alle Einrichtungen, die im Besitz von Muslimen sind, zu boykottieren: Busse, Metzgereien, Restaurants, Läden etc. Das wiederum führt zu Ängsten bei Muslimen, denn vielerorts, wo Christen in der Mehrheit sind, spüren muslimische Bürger die wirtschaftlichen Auswirkungen. Noch gefährlicher ist eine von christlichen Führern sowohl öffentlich als auch verdeckt geführte Kampagne, keinen Muslim in ein öffentliches Amt zu wählen. Tansania arbeitet zurzeit eine neue Verfassung aus, und ich habe einige christliche Vertreter der Zivilgesellschaft getroffen, die erklärten, sie wollten keinen Muslim in den Ausschüssen haben, die mit der Überarbeitung der Verfassung beschäftigt sind. Vielerorts ist es ihnen so gelungen, Muslime auszuschließen.

Das alles macht meines Erachtens deutlich, dass sich die Situation wegen einiger weniger Fundamentalisten, seien es christliche oder muslimische, schnell ändern kann. Einerseits habe ich in einem Videoclip über den Abriss einer Kirche auf Java ein Transparent gesehen, auf dem stand: »Der Islam wird die Welt beherrschen«. Das mögen der Wunsch und die Hoffnung mancher Fundamentalisten sein. Viele Menschen in Tansania haben sich dieses Video angeschaut. Andererseits halte ich das, was derzeit auf christlicher Seite in Tansania geschieht, für ebenso gefährlich. Warum predigen Kirchenführer Hass gegen Muslime? Was nützt es Christen, wenn sie die vielfältigen Dienstleistungen von Muslimen boykottieren und in ihren Stadtvierteln Muslime an den Rand drängen?

Tansania braucht unsere Gebete und unsere Solidarität – ebenso wie Indonesien und andere Länder. Schon wenige religiöse Fundamentalisten reichen aus, um einem Land großen Schaden zuzufügen. Mit großer Überraschung habe ich die Angst der Muslime wahrgenommen, die boykottiert wurden. Wie werden sie reagieren? Ist es logisch, wegen einiger weniger Fundamentalisten alle Muslime zu verurteilen? Rache und Vorurteile können in keinem Land den Frieden bringen.

Lassen Sie uns daher wachsam sein, denn die Situation kann sich sehr schnell zum Negativen entwickeln, und das überall.

Dr. Fidon Mwombeki ist Generalsekretär der Vereinten Evangelischen Mission.

»Wir brauchen uns gegenseitig«

Partnerschaften – ein unendlicher Schatz

Mit zwei internationalen Konferenzen hat die VEM vor kurzem einige ihrer mehr als 100 Partnerschaften weltweit evaluiert und neu ausgerichtet: bei einer deutsch-namibischen Partnerschaftskonsultation Ende April in Bad Driburg und bei einer deutsch-indonesischen Konsultation Ende Mai in Leichlingen. BETTINA VON CLAUSEWITZ hat Teilnehmende danach gefragt, was ihnen diese ökumenischen Beziehungen bedeuten und warum sie über alle Höhen und Tiefen hinweg über Jahre an ihnen festhalten. Im Folgenden einige Auszüge aus den Interviews.

Grenzüberschreitung

Lorenst Kuzatjike, Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Republik Namibia (ELCRN), 2006 – 2012 Ökumenepfarrer im Kirchenkreis Braunfels und Wetzlar:
»Wir brauchen einander in der Sache und das Know-how der anderen, um uns gegenseitig zu sagen: Ihr könnt dies oder das vielleicht so oder so besser machen, um ein Problem zu lösen. So lernen wir voneinander. Ein Beispiel bin ich selbst. Als ich mit meiner Familie nach Deutschland gekommen bin, mochte ich weiße Leute zwar, ich kannte sie ja von Namibia her, es gibt auch liebe Leute dort, aber wie sie einen während der Apartheid und später behandelt haben, das war schon schwierig manchmal. In dem System, in dem ich groß geworden bin, konnten wir nicht zusammen an einem Tisch sitzen und normal miteinander reden. Aber in Deutschland ist das ganz anders. Ob wir Schwarz oder Weiß sind – es ist egal. Warum können wir in unserem Land nicht auch so leben wie in Europa? Durch meine Zeit hier habe ich sozusagen eine Grenze überschritten. Ich bin nicht wieder zurückgegangen, wie ich gekommen bin!«

Christel Schiemann, Partnerschaftsarbeit im Kirchenkreis Solingen:
»Für mich ist die Partnerschaft so etwas wie das Salz in der Suppe meiner Arbeit im Sozialen Dienst der Kirchengemeinde Solingen-Ohligs. Der Kontakt zu den Menschen, den anderen Kulturen, der Art wie sie ihren Glauben leben – für mich ist das ein unendlicher Schatz. Auch weil ich mich dadurch selbst ganz anders erfahre und wahrnehme. Zum Beispiel haben wir als Partnerschaftssprache Englisch, und seitdem ich in der Partnerschaftsarbeit bin, habe ich überhaupt keine Ängste mehr Englisch zu sprechen, obwohl ich das gar nicht so gut kann. Ich habe auch wieder angefangen in einem Projektchor zu singen, auch wenn ich vielleicht nicht besonders schön singe, aber die singen ja alle dort, man singt einfach viel in Indonesien. All das erweitert den Horizont, die Welt wird viel, viel größer und vor allem merke ich, dass man in vielen Dingen toleranter und offener wird.«

Musik macht's möglich

Vera Hotten, Partnerschaft Unna (Westfalen) – Dordabis (Namibia):
»Als ich das erste Mal als Jugendliche mit einer Delegation in Dordabis war, haben wir direkt versucht eine Jugendpartnerschaft zu gründen. Aber am Anfang war das schwer. Bei uns ist es normal zu sagen: ›Ich bin Vera und ich bin Studentin‹, aber da war es so, dass sie gesagt haben: ›Ich bin so und so und ich mache nichts.‹ Das ging erstmal ein bisschen holprig voran. Bis wir angefangen haben zu singen. Wir hatten eine Gitarre dabei und haben uns gegenseitig Lieder beigebracht. Die haben uns vor allem erstmal ein paar Tanzschritte beigebracht, weil wir Deutschen ja Bewegungslegastheniker sind, und dann haben wir noch in Namibia selbst einen Gottesdienst als Überraschung für die Reisegruppe geplant. Das war ein erstes Projekt, in das beide Seiten etwas einbringen konnten. Ich denke,

Fotos: Bettina von Clausewitz / VEM

dass die VEM als Netzwerk dient. Damit man über die eigenen Partner hinaus auch andere kennenlernt und sieht: Da gibt's dieselben Chancen und Probleme wie bei uns und man kann voneinander lernen.«

Henni Gariseb, früher Leitung des Chores »Bridgewalkers« in Katutura (Namibia), heute bei den »Red Roosters« der Ev. StudentInnen-Gemeinde Oldenburg:
»Wenn manche Leute sagen, dass Deutsche nicht singen und tanzen können, dann sage ich von meiner Erfahrung her: Das stimmt nicht. Wir haben so viele Workshops zusammen gemacht – das geht! Sie können tanzen und singen. Und umgekehrt habe ich auch viel von ihnen gelernt. Ich habe früher zum Beispiel nicht gewusst, wie man Noten liest, aber jetzt nach sieben Jahren Partnerschaft kann man mir einfach ein Notenblatt geben und ich kann das lesen und singen. Das habe ich von den Deutschen gelernt. Musik ist einfach eine wunderbare Sprache, um die Welt zu verbinden.«

Schuldgeschichte überwinden

Dr. Zephania Kameeta, Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in der Republik Namibia (ELCRN)
»Die rheinische Mission ist schon 1842 nach Namibia gekommen, aber es hat 105 Jahre gedauert, bis 1947, bevor die ersten einheimischen Pfarrer ordiniert wurden, weil man ihnen keine Leitungsaufgaben zugeraut hat. Von daher ist es zu verstehen, dass ›Partnerschaft‹ für uns eine große Bedeutung hat. Endlich ist klar, dass wir vor Gott gleich und in seiner Mission vereint sind. Partnerschaft bedeutet für uns, die Lasten und die Schuldgeschichte der Vergangenheit zu überwinden. In den 70er und 80er Jahren ging es vor allem um die Apartheid bei uns. Heute sehe ich etwa im Kirchenkreis Düsseldorf, wie sehr die Kirchenschließungen die Menschen bewegen, und dass sie keine Kirchenmusiker oder keine Mitarbeiter mehr bezahlen können. Unsere Probleme sind ganz andere, aber es ist gut zuzuhören und davon zu lernen, wie andere mit ihren Problemen umgehen. Wir waren gewohnt zu denken, die Deutschen sind reich und haben keine Geldprobleme. Jetzt sehen wir all ihre Emotionen und Tränen und wie sie versuchen, vom Wort Gottes her Lösungen zu finden – dabei können wir uns gegenseitig trösten und ermutigen. Unsere Probleme sind andere, aber die Tränen sind dieselben.«

Carsten Körber, Pfarrer im Kirchenkreis Düsseldorf, seit mehr als 30 Jahren verbunden mit dem Kirchenkreis Marienthal in Namibia:
»Die koloniale Zeit ist vorbei, aber nur ansatzweise aufgearbeitet, das sitzt noch ganz tief. Noch heute ist häufig eine gewisse Unterwürfigkeit von namibischer Seite zu spüren und umgekehrt so ein paternalistisches Verhalten der Deutschen, auch in der Partnerschaftsarbeit. Natürlich möchte heute keiner mehr jemanden bevormunden, aber indirekt kommt das schon häufig heraus, dass wir von deutscher Seite verantwortlich sind dafür, dass es den armen Schwestern und Brüdern gut geht und etwas dafür tun müssen – weil wir ja auch in einer Schuld sind. Deshalb finde ich es besonders wichtig zu erleben, dass der Glaube eine Brückenfunktion hat, über die man sich verständigen kann. Es gibt viele Unterscheide, es gibt auch Schuld und Missverständnisse, aber das Spirituelle ist eine Basis, die uns verbindet. Auch zu wissen, dass es letztlich Vergebung gibt und alle Schuld aufgehoben ist in Gottes Hand.«

Briefe ins Gefängnis

Kristina Neubauer, VEM-Asienabteilung, hat in West-Papua (Indonesien) gelebt und lange für das deutsche West Papua-Netzwerk gearbeitet.
»Im Kontext von West-Papua sind kirchliche Partnerschaften sehr wichtig, weil das bis heute eine isolierte Region ist. Ausländische Hilfsorganisationen oder Journalisten haben keinen Zugang, deswegen ist auch wenig von den Menschenrechtsverletzungen bekannt. Aber durch die Partnerschaften mit ihrer Solidaritäts- und Advocacy-Arbeit machen die Menschen in West-Papua die Erfahrung, dass sie nicht vergessen sind. Das ist besonders wichtig für politische Gefangene, die teilweise zu langen Haftstrafen verurteilt wurden, die schikaniert werden und sehr alleine sind. Durch die deutschen Beziehungen bekommen sie Briefe ins Gefängnis und andere Unterstützung. Es gibt ihnen neue Stärke durchzuhalten und zu wissen, dass andere Menschen um dieses Unrecht wissen und im Gebet und in Gedanken und vielen Aktion bei ihnen sind.«

Bettina von Clausewitz ist freie Journalistin in Essen.

Fotos: Bettina von Clausewitz / VEM (oben); Reinhard Elbracht / VEM (links); Ilse Straube / VEM (rechts)

Tansanische Schülerinnen der Iluhya-Sekundarschule

Ein guter Start auf dem Weg zur Eigenständigkeit

Die VEM ermutigt zu einer Kultur des Lernens in den Kirchen

JOHN WESLEY KABANGO hat im Frühsommer einige afrikanische VEM-Mitgliedskirchen besucht. Er berichtet über die Erfolge der kirchlichen Bemühungen im Bildungsbereich.

Die Welt verändert sich ständig. Um den vielen Herausforderungen der Menschen zu begegnen, denen wir als Missionsgesellschaft dienen wollen, müssen wir ständig lernen und uns anpassen. Die VEM organisiert regelmäßig Workshops / Seminare, in denen den Mitgliedskirchen geholfen wird, sich neue Fertigkeiten anzueignen.

Bei der VEM haben wir viel darüber nachgedacht, wie unser Lernen und unsere Erfahrungen den Mitgliedern helfen können, ihre Leistung als Organisation zu verbessern und eine gemeinsame Vision zu erlangen, die darauf abzielen soll, mit Hilfe eines Netzwerks aus 36 VEM-Mitgliedskirchen weltweit, Millionen von Menschen aus materieller und geistlicher Armut zu befreien. Wir setzen uns außerdem dafür ein, Einzelpersonen dabei zu helfen, zu lernen, zu wachsen und sich zu den Menschen zu entwickeln, die sie nach Gottes Absicht werden sollen. Dies wird umgesetzt durch kirchliche Schulen auf allen Ebenen: Grund- und Sekundarschulen, Universitäten und alle von VEM unterstützte Projekte, die von den Kirchen durchgeführt werden. Auch im Gemeindeleben und kirchlichen Aktivitäten wird dies sichtbar.

Es ist eine neue Entwicklung, dass alle afrikanischen Kirchen in der VEM-Gemeinschaft jetzt turnusmäßig Berichte schreiben. Aus diesen Berichten geht hervor, dass die Schulungen, die die VEM regelmäßig unterstützt, gute Ergebnisse erzielen. Auf diese Weise wird auch die VEM »Unternehmensidentität« (Corporate Identity) in die Praxis umgesetzt.

Das Evangelium hat für die Gemeindemitglieder einen Raum geschaffen, wo sie miteinander reden und auf Gottes Wort hören können. Auf besondere Weise bietet das Evangelium in konfliktanfälligen Gebieten (Ruanda und Demokratische Republik Kongo) die Gelegenheit für die gegnerischen Seiten, miteinander zu kommunizieren, um den Konflikt zu lösen sich miteinander zu versöhnen. Dies war speziell die Erfahrung in den Basisgemeinden, wo gewissermaßen die Kirche in die Familien gebracht wird: Alle sieben bis siebzig Nachbarfamilien treffen sich einmal pro Woche in einer der Familien, um die Bibel zu studieren und sie in den sozialen und ökonomischen Aspekten des Lebens und im Miteinander anzuwenden.

In der Menschenrechts- und Diakoniearbeit wird den Schwachen geholfen: Witwen, Waisen, alten Menschen, Familien, deren Angehörige im Gefängnis sind, HIV/Aids-Betroffene. Dies geschieht durch Kleinkredite sowie gegenseitige soziale und wirtschaftliche Unterstützung. Und sie lernen Fertigkeiten für die Gemeinschaft in gemeinsamer landwirtschaftlicher Arbeit. Ein guter Start auf dem Weg zur Eigenständigkeit!

Foto: John Wesley Kabango / VEM

Kamerunische Schülerinnen und Schüler vor der protestantischen Schule »New Bell« in Douala

Gemeinden bieten Alphabetisierungskurse an, um dem Mangel an Bildung entgegenzuwirken. Sie sind jetzt dabei, mit Schulungen in Ackerbau und Viehzucht zu beginnen und helfen damit den Bauern. Diese Bemühungen zielen darauf ab, die Nahrungssicherheit und den Umweltschutz zu verbessern.

Miteinander reden und auf Gottes Wort hören

Auch von guter Partnerschaftsarbeit wird berichtet. Ein Kirchenkreis im Saarland hat seine Partnerkirchenkreise der Anglikanischen Kirche in Butare (Ruanda) und der Baptistischen Kirche in Goma (DR Kongo) ermutigt, einander zu besuchen. Infolge des Krieges in Ostkongo verbreiten einige Menschen mit schlechten Absichten in den beiden Ländern eine Atmosphäre des Misstrauens. Aber in den vergangenen drei Jahren hat es einen regelmäßigen Austausch von Chören gegeben, und die Chormitglieder wurden absichtlich in Familien untergebracht. Dies hat eine aufrichtige Freundschaft zwischen den Menschen von Butare und Goma geschaffen, die sich jetzt eifrig gegenseitig besucht, sogar ohne Wissen der Kirchenleiter. Eine positive Herausforderung für die Politiker!

Während meiner Gespräche mit den Kirchenleitern in Afrika fiel mir auf, dass fast immer dieselbe Antwort kam, wenn sie nach der positiven Seite der Projekte der Kirchen gefragt wurden. Folgende Antworten erhielt ich von fünf Kirchenleitern in Afrika: »Wir verfügen in den Kirchen Afrikas über unbegrenzte Ressourcen. Sie sind nützlich und sogar lebensnotwendig für eine ermutigende ganzheitliche Entwicklung und die Säulen, die die Organisationsidentität (Corporate Identity) der VEM ausmachen.« Sie sagten Folgendes:

Liebe – weil die Bibel jeden Menschen auffordert, seinen Nächsten zu lieben, einschließlich seiner Feinde. Es gibt viele verschiedene Wege, anderen Liebe zu zeigen – auch einfach, indem man Zeit mit anderen Menschen verbringt.

Gebet – ist die Basis für diese ganzheitlichen Entwicklungstätigkeiten, weil jeder Mensch von Gott abhängig ist.

Fähigkeiten – werden durch Schulungen weitergegeben und die Geschulten werden ermutigt, an andere weiterzugeben, was sie gelernt haben. Auf diese Weise geht nichts verloren.

Wissen – zu bestimmten Situationen und zur Problemlösung wird geteilt.

Die ganzheitliche Arbeit der Kirche weckt das menschliche, finanzielle, soziale, physische und geistliche Kapital innerhalb der Gesellschaft.

John Wesley Kabango ist Leiter der Abteilung Afrika bei der Vereinten Evangelischen Mission.

Foto: Elie Leuwe / VEM

Solarstrom für Lutindi

Das Lutindi Mental Hospital in den Usambarabergen in Tansania bekommt jetzt Strom von der Sonne

Diakonin Regine Buschmann (Mitte), die Vorsitzende der Vereinten Evangelischen Mission, freut sich über den Scheck in Höhe von 15.200 Euro für die Solaranlage in Lutindi. Mit ihr freut sich auch der ganze Bielefelder Stadtteil Eckardtsheim, der im vergangenen Jahr den traditionellen Eckardtsheimer Weihnachtsmarkt organisiert und mit dem Reinerlös das Projekt »Solarstrom für Lutindi« unterstützt hat.

Von Brunhild von Local

Das Lutindi Mental Hospital (LMH; www.elct-ned.org) hat sich von der »Landesirrenanstalt« der Kolonie Deutsch-Ostafrika zum überregional vernetzten psychiatrischen Rehabilitationskrankenhaus im Nordosten Tansanias entwickelt und gilt damit in seiner Art als einzigartig in Ostafrika. Das Krankenhaus ist eine Einrichtung der Nordostdiözese der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania. Betheler Missionare haben das LMH vor über 110 Jahren gegründet. Die Bethel-Mission und auch ihre Nachfolgeorganisation, die Vereinte Evangelische Mission, unterstützen regelmäßig personell und finanziell das Hospital und beteiligen sich auch an Sonderprojekten. Zum Beispiel an dem Projekt »Solarstrom für Lutindi«.

Stromausfälle schaden der Wirtschaft und bremsen die Wirtschaftsentwicklung. Trotzdem gehören Stromausfälle in Afrika zum Alltag. Auch in Lutindi: Stunden, manchmal Tage und Wochen insbesondere während der Regenzeit von Mitte/Ende März bis Ende Mai und von Mitte/Ende Oktober bis Anfang Dezember gibt es keinen Strom oder nur unregelmäßig. Zweimal wurden im vergangenen Jahr Stromleitungen gestohlen, schreibt Werner Blauth in seinem Rundbrief. Der ausgebildete Diakon und Sozialarbeiter ist mit seiner Frau Barbara im November 2011 im Auftrag der VEM nach Tansania ausgereist.

Langer Stromausfall ist auch für Werner Blauth eine große Herausforderung: Als Verwaltungsleiter ist er verantwortlich für das Lutindi Mental Hospital mit 120 Betten. Blauth hatte eine geniale Idee: Er wollte das Hospital unabhängig vom örtlichen Stromversorger machen, mit dem es immer wieder Probleme gab. Viele Unterstützer hat er für seine Idee gefunden.

Die VEM hat den Transport und die Technik vorfinanziert; ebenso haben der Erlös des Eckardtsheimer Weihnachtsmarktes und Spenden des Rotary Clubs Bielefeld-Süd geholfen, das Projekt umzusetzen. Die Firma REC Solar (**www.recgroup.com**) aus München hat 90 Solarpaneele und die Batterien gespendet, die beiden Firmen Stapel (www.solare-mobilitaet.com) aus Ahlen und Wagner & Co (**www.wagner-solar.com**) aus Cölbe waren mit viel Einsatz dabei. 19 Handwerker und Techniker haben ihre Flüge selbst bezahlt und aus ihrem Urlaub einen »Arbeitsurlaub« in Lutindi und an zwei weiteren Orten in Tansania gemacht. Das Science Buddy Projekt der Städtischen Realschule Ahlen (**www.schule-machtzukunft2012-312.jimdo.com**) hat das Ganze koordiniert. Und herausgekommen ist eine 20-Kilowatt-Photovoltaik-Anlage im Lutindi Mental Hospital, die seit September vergangenen Jahres steht und das Hospital unabhängig vom lokalen Stromanbieter gemacht hat. Die Versorgung des Krankenhauses läuft jetzt reibungslos. Rund um die Uhr.

Foto: Sibylle Kemna

Arbeitshilfen aus dem Computer

Ein neues Angebot für Praktiker in den Kirchengemeinden ist seit Mai online: Eine Datenbank mit Arbeitshilfen zum Thema Mission und Ökumene – ein Experiment mit offenem Ausgang.

Von Martin Keiper

Mit Themen aus Mission, Ökumene und der weltweiten Kirche kann man in Kirchengemeinden nicht unbedingt Massen mobilisieren. Die Inhalte liegen eher fern von dem, was die Gemeinde unmittelbar betrifft und die Vermittlung dessen, was die Glaubensgeschwister in anderen Kontinenten bewegt, bedarf intensiverer Vorbereitung.

Das war schon immer so. Deshalb bieten Missionswerke seit Beginn ihres Bestehens Material für die Verwendung in Gemeinden an. Wenn es nach der Menge des bedruckten Papiers ginge, das die Missionswerke verlässt, dann müsste das Thema Mission in allen Gemeinden permanent präsent sein.

Das Problem: Missionswerke sind nicht die einzigen, die Pfarrerinnen und Pfarrer und Ehrenamtliche mit Angeboten versorgen. Die Folgen kann man in jedem Pfarrbüro oder den Arbeitszimmern der Theologen besichtigen: Stapel von Umschlägen mit Materialmappen der Landeskirchen, der Diakonie, der kirchlichen Entwicklungswerke und so weiter. Ein großer Teil wandert ungelesen ins Altpapier. Nur weniges findet die Aufmerksamkeit, die sich die Herausgeber erhoffen. Wenn die mit viel Mühe erarbeiteten Materialien wenigstens flüchtig durchgeblättert werden, dann ist schon viel gewonnen.

Und dann kommt der Tag, an dem genau das Material gebraucht wird, das man vor drei oder vier Monaten dann doch weggeworfen hatte, weil man der Masse bedruckten Papiers nicht mehr Herr wurde. Der Frauenkreis hatte sich gewünscht, mehr über das Thema Landraub zu erfahren. Oder mit den Konfirmanden wollte man etwas über

Auf dem Kirchentag erklärt Freddy Dutz (Mitte) Chefs der Missionswerke, wie die neue Website funktioniert. Links Peter Weigand (Mission EineWelt), rechts Fidon Mwombeki von der Vereinten Evangelischen Mission.

Kinder in Afrika machen. Und wo hatte man kürzlich dieses beeindruckende Gebet aus Ägypten gelesen, das so wunderbar in den nächsten Gottesdienst passen würde?

Für solche Fälle aus dem Leben von Pfarrerinnen und Pfarrern oder engagierten Ehrenamtlichen ist die neue Website www.mission.de gemacht – Computer gehen selbst im chaotischsten Arbeitszimmer nicht verloren. Geordnet nach Zielgruppen und Themen, kann man nach passenden Arbeitshilfen für genau den Zweck suchen, den man im Auge hat. Oder man sucht »Landraub«: Man findet Gottesdienstentwürfe, ein Rollenspiel, eine Filmliste und Hintergrundtexte für die eigene Vorbereitung – und alles direkt zum Herunterladen und Ausdrucken. Kein Dokument hat mehr als sechs Seiten, so dass man schnell feststellen kann, ob es für die Gemeindegruppe, in der man die Arbeitshilfe einsetzen will, auch passt.

Kommentare und Kritik erwünscht

Beim Start der neuen Website zum Kirchentag in Hamburg war die Website nur zum Teil fertig. Was genauso gewollt war. Denn dass mit rund 150 Dokumenten in der Datenbank nicht die ganze Bandbreite der Themen und Zielgruppen abgedeckt werden kann, war auch den Verantwortlichen – einer kleinen Gruppe von Mitarbeitenden aus Missionswerken – klar. Deshalb gilt der Auftritt als »Beta-Version«: Das Projekt ist noch im Aufbau, und alle Nutzer sind eingeladen, Vorschläge zur Verbesserung und Ergänzung zu machen.

Das betrachten die Macher des Angebots als den großen Vorteil einer Website gegenüber gedrucktem Material: Man kann jederzeit Korrekturen, Ergänzungen und Erweiterungen einpflegen. Das soll im Dialog mit den Besucherinnen und Besuchern der Website geschehen, die aufgefordert sind, ihre Kommentare und Vorschläge per E-Mail abzugeben. Spannend wird sein, ob und in welchem Ausmaß dieser Dialog mit den Praktikern aus den Gemeinden zustande kommt, denn so etwas hat es bisher noch nicht gegeben – jedenfalls nicht beim Thema Mission.

Martin Keiper leitet das Projektbüro von mission.de in Hamburg.

Foto: EMW / Martin Keiper

VEM-Taschenkalender 2014

Auch für das kommende Jahr gibt es wieder einen zweisprachigen VEM-Taschenkalender. Der Kalender bietet ein übersichtliches Kalendarium, die Adressen und Kontaktdaten aller VEM-Mitgliedskirchen, dazu wieder interessante Fotos und Informationen über die VEM – diesmal rund um das Thema »Voneinander lernen«. Der Kalender ist ein handlicher Begleiter für alle VEM-Interessierten und auch ein passendes Geschenk, etwa in der Partnerschaftsarbeit. 6 Euro.

Andrea Hirata
Die Regenbogen-Truppe
München 2013
Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag
ISBN 978-3-446-24146-6
(Auch als E-Book)
19,90 Euro

Wenn der Morgen auf Belitung, Indonesien graut, kann nichts sie aufhalten, weder Hitze noch Regen, kein auf dem Weg lauerndes Krokodil. Sie wollen nicht eine einzige Schulstunde verpassen bei Bu Mus und Pak Harfan, die mit grenzenlosem Idealismus ihre »Regenbogentruppe« unterrichten: Söhne und Töchter von Fischern und Minenarbeitern, für die die Schule die einzige Möglichkeit ist, der Armut zu entkommen.

In seinem autobiografischen Roman erzählt Andrea Hirata, wie Ikal seinen Weg macht – von der indonesischen Dorfschule über das Studium in Paris und Sheffield zum gefeierten Schriftsteller. Dabei liegt der Zauber in den mit Liebe gezeichneten Figuren: Jeder der zehn Mitschüler erwacht zu eigenem Leben, allen voran Lintang, das mathematische Genie, und Mahar, der Künstler und angehende Schamane der Klasse.

Mit seiner eigenen bewegenden Lebensgeschichte eröffnet uns Andrea Hirata tiefe Einsichten in ein zerrissenes Land.

Bezug: Vereinte Evangelische Mission (VEM)
AllerWelt(s)laden
Rudolfstraße 137
42285 Wuppertal
Telefon (0202) 890 04-125
medien@vemission.org

Evangelisches Missionswerk in Deutschland (EMW)
Christus heute bezeugen
Mission auf dem Weg von Edinburgh 2010 nach Busan 2013
Weltmission heute (Nr. 77)
Hamburg 2013
ISSN 1430-6530

Ein einzigartiger globaler Studienprozess begann 2005 zur Vorbereitung des Jubiläums der Weltmissionskonferenz von Edinburgh 1910. Die Frage war, wie wir »Christus heute bezeugen« können – hundert Jahre nach einer Zusammenkunft, die als Geburtsstunde der ökumenischen Bewegung gilt.

Rund um den Globus machten sich Studiengruppen zur Arbeit an neun Haupt- und sieben Querschnittsthemen auf den Weg. Ihre Ergebnisse wurden in Edinburgh 2010 diskutiert und werden seitdem in einer beeindruckenden Buchreihe der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Im selben Jahr folgten weitere Kongresse, die unter anderen Konstellationen über Mission heute nachdachten. Schließlich wurde 2011 über Konfessionsgrenzen hinaus eine ökumenische Erklärung über »Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt« beschlossen. Im selben Jahr befassten sich in Deutschland die Synoden von Magdeburg mit dem Thema Mission. Vorläufiger Endpunkt ist die 2012 vom Ökumenischen Rat der Kirchen verabschiedete Missionserklärung, die im Herbst 2013 auf seiner Vollversammlung in Busan (Südkorea) den Mitgliedskirchen zu vertiefter Diskussion vorgelegt werden wird.

Dieses Buch dokumentiert mit ausgewählten Texten den Studienprozess, die Konferenz von Edinburgh und die darauf folgenden Konsultationen. Einführende Texte geben Hintergrundinformationen und verdeutlichen den Zusammenhang der verschiedenen Überlegungen, ein Dokumentenanhang lädt zu vertiefter Lektüre ein. Dabei wird das besondere Profil dieses globalen Reflexionsprozesses über die angemessene Form des christlichen Zeugnisses erkennbar – zu einem Thema, das die Kirchen auch in den nächsten Jahren bewegt.

VEM-Generalsekretär Fidon Mwombeki hat auch einen Artikel für dieses Buch geschrieben. Sein Thema: Die Länder des Nordens als »Missionsfeld«.

Wasser des Lebens
Kalender evangelischer Missionswerke 2014
Format 33 x 47 cm
4,50 Euro

Wie wertvoll Wasser ist, darüber berichten viele Geschichten der Bibel, in denen Wasser gleichbedeutend mit Leben gesetzt wird – und mit dem Wort Gottes, das Leben spendet. Der neue Kalender evangelischer Missionswerke zeigt mit zwölf Bildern aus Afrika, Asien und Lateinamerika die Kraft und die Faszination des Wassers – und die Freude der Menschen an dieser Gabe Gottes.

Physiotherapeutische Förderung in Kamerun – VEM Basar 2013

Die Vereinte Evangelische Mission lädt ein zu ihrem traditionellen Basar am Samstag, 16. November, 10 bis 16 Uhr, ins Missionshaus an der Rudolfstraße 137 in Wuppertal-Barmen. Der Basar beginnt mit einer Andacht. Neben Kaffee und Kuchen, Waffeln, Reibekuchen, Würstchen und Salaten können Sie auch afrikanische und asiatische Küche probieren. Außerdem werden selbst gemachte Marmelade, handgefertigte Geschenkartikel, Gebasteltes, Strick- und Häkelsachen, Schmuck sowie Bücher, Schallplatten und CDs angeboten. Auf dem Programm stehen auch eine Kinderanimation und eine Tombola. Auch in diesem Jahr wird es keinen Trödel und keine Secondhand-Waren mehr geben. Vielmehr werden afrikanische und asiatische Waren aus unseren Mitgliedskirchen angeboten. Außerdem gibt es Aktionen und kulturelle Beiträge wie Musik und Tanz aus Afrika und Asien.

Der Erlös aus den Verkäufen kommt in diesem Jahr dem Behindertenzentrum AHP²V (Verein für die Förderung von der Gesellschaft benachteiligter Menschen) zugute. Das Therapiezentrum liegt in dem kleinen Dorf Baham im Westen Kameruns. 19 Kinder und Jugendliche mit geistiger und körperlicher Behinderung sowie Waisen zwischen sechs und 28 Jahren leben hier und bilden eine Art familiäre Wohngemeinschaft. Unter der Woche gehen alle, die können, zur Schule. Die Kinder, die auch eine geistige Behinderung haben, werden im AHP²V unterrichtet. Nachmittags gibt es verschiedene Arbeitsgruppen wie beispielsweise einen Theaterkreis, eine Flöten- und Spielgruppe. Ein Teil des AHP²V's bildet das »Atelier des hommes« in dem die Bewohner Möbel aus Bambus bauen. Im »Atelier des femmes« nähen die Bewohnerinnen des Zentrums Kleider, Röcke und Stofftaschen. Den Garten des Behindertenzentrums pflegen die Kinder und Jugendlichen gemeinsam: Sie bauen neben Bohnen und Bananen auch medizinische Heilpflanzen für Tee an und halten Hühner auf dem Gelände, die sie auf dem Markt verkaufen. Auch die Ernte des Gartens wird auf dem Markt verkauft. Davon und vor allem über Spenden finanziert sich das AHP²V. Denn die Eltern der Bewohner können fast nichts zahlen, weil sie nichts haben.

Die Vereinte Evangelische Mission hilft ihrer Mitgliedskirche, der Evangelischen Kirche in Kamerun (EEC) dabei, die Arbeit dieses Zentrums zu unterstützen. Seit 2009 arbeitet Ulrike Nehrig als Physiotherapeutin in dem Zentrum, um die vielen ambulanten Patienten zu therapieren. Außerdem schult sie örtliche Mitarbeitende in Physiotherapie. Damit soll die fachliche Qualität des Zentrums gesichert werden.

Natürlich freuen wir uns über »Tombolaspenden« für den Basar, können jedoch aufgrund der aktuellen Rechtslage dafür keine Spendenquittungen (Zuwendungsbestätigungen) zur Steuerminderung bei den Finanzämtern ausstellen. Wir hoffen auf Ihr Verständnis. Tombolaspenden können an folgende Adresse geschickt bzw. direkt bei der VEM abgegeben werden: Vereinte Evangelische Mission, Anja Cours, Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal.

Foto: Uli Baege / VEM

Impressum

Herausgeber:
Vereinte Evangelische Mission
Gemeinschaft von Kirchen in drei Erdteilen
Rudolfstraße 137, 42285 Wuppertal
Postfach 20 19 63, 42219 Wuppertal
Fon (02 02) 890 04-0
Fax (02 02) 890 04-179
info@vemission.org
www.vemission.org

Mitglied des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (gep)
»In die Welt für die Welt. Magazin der Vereinten Evangelischen Mission« erscheint viermal im Verlag der Vereinten Evangelischen Mission
Jahresbeitrag: 6,50 Euro, durch Spenden abgegolten.

Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte, Rezensionsexemplare und Fotos übernehmen wir keine Haftung.

Redaktion: Brunhild von Local (V.i.S.d.P.), Christoph Wand
Fon (02 02) 890 04-133
Adressänderungen: Michael Lippkau
E-Mail: lippkau-m@vemission.org
Fon (0202) 890 04-194

Gestaltung: MediaCompany GmbH
Juan González, Thekla Hammerschmidt
Auguststraße 29, 53229 Bonn
Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn
September 2013; Auflage: 20 000

FSC www.fsc.org RECYCLED Papier aus Recyclingmaterial FSC® C011558

Diese Zeitschrift ist auf 100% Recyclingpapier gedruckt.

VEM
Vereinte Evangelische Mission
Gemeinschaft von Kirchen in drei Erdteilen

Unser Konto:
Vereinte Evangelische Mission
KD-Bank eG
BLZ 350 601 90
Konto Nr. 90 90 90 8
Swift/BIC: GENO DE D1 DKD
IBAN: DE 45 3506 0190 0009 0909 08

DZI Spenden-Siegel
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI)
Zeichen für Vertrauen

VEM
Vereinte Evangelische Mission
Gemeinschaft von Kirchen
in drei Erdteilen

Projekt

Foto: GKJTU

Indonesien: Alternative Energien fördern

Das Bewusstsein für die Gefahren des globalen Klimawandels und der zunehmenden Umweltzerstörung wächst in Indonesien von Jahr zu Jahr. Einige Mitgliedskirchen der VEM in Indonesien schaffen Alternativen zu der die Umwelt belastenden Erzeugung von Strom und Wärme in den Dörfern.

Unter dem Motto »Aus Abfall wird Segen« führt zum Beispiel die Christliche Kirche in Nord-Mittel-Java seit 2007 ein Projekt durch. Sie unterstützt ihre Gemeinden bei der Umstellung von der traditionellen Energieerzeugung auf eine organische. Dorfgemeinschaften nehmen an Trainingsprogrammen teil und lernen den Bau und Betrieb von Biogasanlagen. In immer mehr Dörfern werden mit Unterstützung der Kirche Biogasanlagen errichtet. Was zunächst als Pilotprojekt an der Universität in Salatiga auf der Insel Java begann, hält nun Einzug in viele Orte: Die Gülle von Schweinen und Rindern wird genutzt, um preiswert saubere Energie zu erzeugen.

Mit der Umstellung von fossilen Brennstoffen auf Biogas leistet die Kirche einen vorbildlichen Beitrag zum Umweltschutz und zum schonenden Umgang mit Ressourcen. Doch für die Schulungen der Dorfbewohner, den Betrieb und die Wartung der Biogasanlagen ist finanzielle Unterstützung nötig.

Ihre Spende trägt dazu bei, langfristig eine alternative, umweltschonende Energieversorgung in Java aufzubauen.

Vereinte Evangelische Mission
Postfach 20163
42219 Wuppertal
KD-Bank eG
BLZ 350 601 90
Konto 90 90 90 8
Stichwort: Biogas

DZI Spenden-Siegel
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI)
Zeichen für Vertrauen